



Edgar
Wallace

Bei den drei Eichen

SCANNED BY CARA

Der reiche John Handle ist an den Rollstuhl gefesselt. Als ihn nach Jahren sein alter Freund Soc Smith besucht, entdeckt dieser beunruhigt Alarmanlagen auf dem Landsitz.

Am nächsten Morgen findet Smith den Hausherrn ermordet: Mandle wurde erschossen. »Bei den drei Eichen« - Meilen entfernt von seinem Haus.

ISBN 3-442-00100-5

Willhelm Goldmann Verlag, München

1980

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND



Dahinter
steckt immer
ein kluger Kopf

EDGAR WALLACE

Bei den drei Eichen

THE THREE OAKS MYSTERY

Kriminalroman



Wilhelm Goldmann Verlag

Aus dem Englischen übertragen von Mercedes Hilgenfeld

Herausgegeben von Friedrich A. Hofschuster

Gesamtauflage: 252.000

Made in Germany • 9/80 -12. Auflage • 2411252

© der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Goldmann
Verlag, München

Umschlagentwurf: Atelier Adolf 8t Angelika Bachmann,
München

Umschlagfoto: Richard Canmown, Stuttgart

Satz: Presse-Druck, Augsburg

Druck: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Krimi 100

Lektorat: Peter Wilfert • Herstellung: Harry Heiß

ISBN 3-442-00100-5

1

»Mord ist weder eine Kunst noch eine Wissenschaft; Mord ist Zufall!« behauptete Socrates Smith. Lex Smith, der für seinen berühmten Bruder große Bewunderung empfand, mußte grinsen. Ein größerer Gegensatz zwischen *zwei* Männern war kaum vorstellbar. »Soc« Smith, nahe den Fünfzigern, war von langer, hagerer Gestalt und hielt sich ein wenig gebeugt. Sein zerfurchtes Gesicht schien aus einem Stück Teakholz geschnitzt zu sein; über den schmalen Lippen des energischen Mundes saß ein eisgraues Bärtchen.

Lex war fünfundzwanzig Jahre jünger und fünf Zentimeter kleiner, aber seine Haltung war so aufrecht, daß die meisten Menschen die beiden Brüder für gleich groß hielten; und hätte jemand aus dem Stegreif sagen sollen, wer von beiden der größere sei, würde er ohne Zögern den gutaussehenden Lex genannt haben.

»Oh, Onkel Soc«, sagte Lex ehrerbietig, »was für ein Aphorismus!«

Der Ältere warf ihm einen scharfen Bück zu: »Wenn du das als einen Aphorismus bezeichnest, bist du dumm! Reich mir die Marmelade.«

Sie saßen beim Frühstück in ihrem geräumigen Eßzimmer, dessen Fenster auf den Regent's Park hinausgingen.

Die Brüder bewohnten zwei Stockwerke eines Hauses, das Socrates in jungen Jahren gekauft hatte. Damals trug er sich noch mit dem Gedanken, eines Tages zu heiraten. Aber er hatte einfach keine Zeit gehabt, sich eine Frau zu suchen, und so verausgabte er das, was Lex seinen »mütterlichen Instinkt« nannte, in der Betreuung seines jungen Bruders.

Das Leben von Socrates war immer so mit rastloser Arbeit ausgefüllt gewesen, daß ihm keine Zeit für romantische Ge-

fühle blieb; und den listigen Bemühungen seiner Tante, ihn in eine Ehe zu hetzen, widerstand er durch den glücklichen Zufall, daß damals der Tollemarsh-Mord jeden seiner Gedanken in Anspruch nahm. Er war heute noch dankbar dafür, denn die damals in Aussicht genommene Dame war inzwischen bereits dreimal als Hauptfigur in Scheidungsprozessen hervorgetreten, und man konnte, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, sagen, sie war stadtbekannt!

Soc, dessen Ruf als Kriminalist weit über die Grenzen Englands bekannt war, hatte seine Laufbahn als einfacher Polizist begonnen. Wahrscheinlich gab es weder vorher noch nachher einen Polizeiwachtmeister, der Tag und Nacht seine Runden ging, aber seine Mußestunden in einem der exklusivsten Klubs von London verbringen konnte.

Sein Privatvermögen sicherte ihm ein beträchtliches Einkommen; dennoch machte er willig die harte Lehrzeit als einfacher Polizist durch, da zu jener Zeit einzig und allein der Dienst in der uniformierten Abteilung den Zutritt zu den Archiven der Kriminalpolizei ermöglichte.

Den Ursachen und Erscheinungsformen des Verbrechens, den Maßnahmen zu seiner Verhütung und Bekämpfung, kurz, dem Studium der Kriminalistik nachzugehen, war Socrates Smiths große Passion, für die er mit Freuden jede Unbequemlichkeit auf sich genommen hatte.

Vier Jahre lang hatte er abwechselnd Büro- und Außendienst getan, wurde erstaunlich schnell zum Sergeanten befördert und kam dann um seine Entlassung ein, um sich dem Studium der ausländischen Polizeimethoden und dem noch fesselnderen der Anthropologie zu widmen.

Scotland Yard ist eine sehr argwöhnische Behörde, die jedem Außenstehenden mißtraut und zu begeisterten Amateuren eine eisige Distanz wahrt. Soc indessen hatte, dank sei-

ner hervorragenden Fähigkeiten, den Yard mit den besten Wünschen der Direktion verlassen. Auch nach seinem Ausscheiden wurde er stets bei besonders schwierigen Fällen zur Mitarbeit herangezogen, denn Soc war nicht nur eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Spurenermittlung und der Fingerabdrücke, sondern er war auch der erste, der die Spektral- und Guajakanalysen bei der Entdeckung von Blut auf Kleidungsstücken weiter entwickelt hatte.

»Welchen Zug wollen wir nehmen?« erkundigte sich Lex.

»Zwei Uhr vom Waterloo-Bahnhof«, antwortete der Ältere.

»Werde ich mich sehr langweilen müssen?«

»Ja«, versetzte Soc, ein lustiges Zwinkern um die Augen, »aber das wird dir gut tun. Langeweile ist die einzige Zucht, der die Jugend nicht entweichen kann.«

Lex lachte. »Du strömst heute morgen förmlich über von weisen Worten. Prophetische Gabe erleuchtete jene, die dich Socrates taufte«, deklamierte er feierlich.

Socrates Smith hatte schon lange seinen Eltern den ungewöhnlichen Vornamen verziehen. Sein Vater war ein reicher Eisenfabrikant gewesen, der für die Antike schwärmte, und nur dem heftigen Widerstand der Mutter verdankte es der zweite Sohn, daß er nicht als Aristophanes durchs Leben ging.

»Wenn der Familienname eines Kindes Smith ist, meine Liebe«, hatte Smith senior sehr richtig erklärt, »so sollte etwas Auffallendes, etwas Außergewöhnliches davor stehen!«

Schließlich hatten sich die Eltern darauf geeinigt, ihren jüngeren Sohn Lexington zu nennen, da der Junge in Lexington Lodge geboren war.

»Ich ströme über von weisen Worten?« wiederholte Soc Smith schmunzelnd. »Hier hast du noch eins: Vertrauliche Nähe ist gefährlicher als Schönheit!«

Lex starrte ihn verständnislos an. »Was meinst du damit?«

»Nun, Mandles Tochter ist ein reizendes Mädchen, und du wirst drei Tage mit ihr im gleichen Haus leben!«

»Blödsinn!« entgegnete der junge Mann etwas formlos.
»Ich verliebe mich nicht in jedes Mädchen, das mir begegnet.«

»Viele sind dir ja auch noch nicht begegnet.«

Später am Vormittag unterbrach Lex sein Packen, um in das Schlafzimmer seines Bruders zu schlendern. Socrates hatte Schwierigkeiten, alle seine Sachen in einem einzigen, reichlich schabigen Handkoffer unterzubringen, und fluchte ausgiebig.

»Warum willst du denn dein Mikroskop mitschleppen?« nörgelte Lex mit einem unzufriedenen Blick auf den braunen Holzkasten. »Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß du in Hindhead auf einen Mörder stößt.«

»Man kann nie wissen.« Socrates' Stimme klang hoffnungsvoll. »Packer es nicht ein, so wird sich sicherlich etwas ereignen. Nehme ich es aber mit, haben wir vermutlich ein friedliches Wochenende.«

Lex fiel wieder ein, warum er seinen Bruder aufgesucht hatte.

»Was für eine Art Mensch ist Mandle eigentlich?«

»Er war ein ausgezeichnete Kriminalbeamter. Es ist zwar nicht leicht, mit ihm umzugehen, aber als er den Dienst auf der Höhe seiner Laufbahn quittierte, verlor die Polizei einen tüchtigen Mann. Er nahm damals gemeinsam mit Stein den Abschied, der ganz in seiner Nähe wohnt - äh, sozusagen in Steinwurfweite.«

»Schwacher Witz!« bemerkte sein kritisch veranlagter Bruder.

»War Stein gleichfalls Inspektor bei der Kriminalpolizei?«

»Nur Sergeant«, antwortete Socrates. »Die beiden waren

unzertrennlich. Als Mandle seinerzeit an der Börse zu spekulieren begann, tat Stein dasselbe, und sie heimsten eine Menge Geld ein. Mandle machte übrigens gar kein Geheimnis daraus. Er erklärte dem Chef, daß er nicht zwei Tätigkeiten gleichzeitig nachgehen könne, und daß er daher den Entschluß gefaßt habe, den Dienst an den Nagel zu hängen.«

Prüfend hielt Socrates Umschau, ob noch etwas einzupacken sei, und fuhr dann fort: »Es ist möglich, daß auch Enttäuschung und Unzufriedenheit zu diesem Entschluß beigetragen haben. Mandle brannte damals darauf, Deveroux zu fassen, der den Raub in der Lyoner Bank ausgeführt hatte. Der entwich ihm aber und entkam nach Südamerika. Außerdem gab es noch einen oder zwei Fälle, die ihm daneben gingen und ihm einen inoffiziellen Verweis vom Chef einbrachten. Nichtsdestoweniger ging es dem Alten sehr gegen den Strich, als Mandle ausschied ... Auch Stein war ein ganz gescheiter Bursche, und so verlor der Yard zu einer Zeit, als er keinen Mann entbehren konnte, zwei wirklich tüchtige Leute auf einmal.«

»Drei, alter Knabe!« verbesserte Lex und versetzte seinem Bruder einen freundschaftlichen Rippenstoß. »Du bist doch auch etwa zur gleichen Zeit ausgetreten!«

»Das schon!« meinte Socrates obenhin. »Aber ich zähle nicht mit.«

›Waldfrieden«, Mandles Haus, lag sehr schön am Abhang eines Hügels. Vier Morgen mit Kiefern und Stechginster bewachsenes Land umgaben das Gebäude so dicht, daß es vom Weg aus unsichtbar blieb. Die nächste Ortschaft Hindhead befand sich eine Meile entfernt, und von den sanft abfallenden Rasenflächen seines Besitzes konnte John Mandle weite Strecken einer anmutigen Landschaft überblicken.

Er saß, ein warmes Fell über den Knien, im Wohnzimmer und starrte verdrossen durch die Terrassentür ins Grüne. Mandle war ein grimmiger grauhaariger Mann mit energischem Gesicht und kantigen Kinnbacken, dessen düsteres Wesen seine Umgebung zu überschatten schien.

Ein junges Mädchen, das mit der Post hereinkam, blieb schüchtern neben ihm stehen, während er die Briefe las.

»Kein Telegramm von Smith?« knurrte er.

»Nein, Vater.«

Socrates Smith hatte nicht übertrieben, als er Molly Templeton reizend genannt hatte. In Gegenwart ihres Stiefvaters zeigte sie sich allerdings so zurückhaltend wie nur möglich. Offensichtlich fürchtete sie den Mann, haßte ihn wahrscheinlich sogar in der Erinnerung an ihre unglückliche verstorbene Mutter.

Mandle besaß keine eigenen Kinder und schien auch nie welche entbehrt zu haben. Er verhielt sich dem jungen Mädchen gegenüber wie der Hausherr zu einem besseren Dienstenboten; in der ganzen Zeit ihres Zusammenlebens hatte er nie die geringste Zärtlichkeit oder auch nur Rücksichtnahme gezeigt. Vor Jahren hatte er, einer Laune folgend, das Kind aus einem guten Internat weggeholt, mitten heraus aus einem netten Kreis gleichaltriger Mädchen. Er hatte die

Kleine in die gespannte Atmosphäre von ›Waldfrieden‹ verpflanzt, in die Gesellschaft einer nervenkranken Frau und eines finsternen, unzugänglichen Mannes, der oft tagelang kein Wort sprach. Molly fühlte, daß er sie um das Glück, das die Schule ihr bedeutete, betrogen hatte; betrogen auch um die Ausbildung, durch die sie unabhängig hätte werden können, und betrogen um ihren Glauben an die Menschen.

»Sind die Zimmer fertig?« fuhr Handle sie an.

»Ja, Vater.«

»Tu dein Bestes, um es unseren Gästen behaglich zu machen. Socrates Smith ist ein alter Freund von mir.«

Ein kleines Lächeln spielte um Mollys Mund.

»Socrates! Was für ein lustiger Name!«

»Wenn er ihm selbst gut genug ist, hat er es auch für dich zu sein!« fauchte John Mandle. Sie schwieg.

»Zehn Jahre habe ich ihn nicht mehr gesehen«, fuhr er fort, und seine Stieftochter wußte, daß er laut dachte; denn nie und nimmer würde er sich die Mühe genommen haben, mit ihr vertraulich zu reden. »Zehn Jahre ...! Ein heller Kopf... Ein großartiger Mensch!«

Molly versuchte noch einmal ein Gespräch anzuknüpfen.

»Er ist ein großer Detektiv, nicht wahr?« fragte sie und erwartete, wieder angefahren zu werden. Doch zu ihrer Überraschung nickte er.

»Der größte und geschickteste in der Welt - bestimmt jedenfalls in England. Und nach allem, was ich hörte, tritt sein Bruder in seine Fußstapfen.«

»Ist der Bruder noch jung?«

Ein kalter Blick schoß unter John Mandles zottigen Augenbrauen auf das junge Mädchen hervor.

»Fünfundzwanzig«, sagte er. »Und merk dir ein für allemal, daß ich keine Liebeleien dulde.«

Mollys hübsches Gesicht wurde rot; ihr rundes Kinn hob sich mit einem Ruck.

»Ich habe nicht die Gewohnheit, mit deinen Gästen Liebeleien anzufangen«, wehrte sie sich empört. »Warum sagst du mir so etwas?«

»Das genügt!« Er kniff die Lippen zusammen.

»Für dich, aber nicht für mich«, rief sie zornig. »Seit Mutters Tod habe ich deine Tyrannei ertragen - aber jetzt ist meine Geduld zu Ende. Ich halte es hier nicht länger aus!«

»Wenn es dir nicht mehr gefällt, kannst du ja gehen!«

»Das habe ich auch vor. Sobald deine Gäste abgereist sind, gehe ich nach London, um zu arbeiten.«

»Da wird was Gutes draus werden!« spottete er, ohne den Kopf nach ihr zu wenden. »Was kannst du denn?«

»Durch deine Schuld kann ich gar nichts. Hättest du mich auf der Schule gelassen, hätte ich wenigstens soviel gelernt, um selbst mein Brot verdienen zu können.« Ein höhnisches Lachen antwortete ihr.

»Du redest Blech, Molly. Vergiß nicht, daß du keinen Pfennig erbst, wenn du mich vor meinem Tode verläßt.«

»Ich will dein Geld gar nicht - ich habe es nie gewollt!« rief sie erregt aus. »Meine Mutter vermachte mir ein paar Schmucksachen ...«

»Die ich ihr gekauft habe«, unterbrach er sie. »Sie hatte nicht das Recht, sie dir zu vermachen.«

»Bis heute habe ich ja noch nichts davon gesehen.«

Molly wandte sich um und ging zur Tür, als er sie zurückrief.

Noch nie hatte seine Stimme so gutmütig geklungen, und bei dieser unerwarteten und ungewohnten Sanftmut zögerte sie unwillkürlich.

»Molly, du mußt Nachsicht mit mir haben - ich bin ein sehr kranker Mann!«

Sie wurde weich.

»Es tut mir leid, Vater. Schmerzen deine Knie sehr?«

»So sehr, daß ich nicht stehen kann«, ächzte er. »Gerade jetzt, wo ich einen alten Freund erwarte, meldet sich der verdammte Rheumatismus wieder und wird mich wohl eine Woche ans Bett fesseln . . . Schick mir gleich die Leute mit dem Rollstuhl; ich will in mein Arbeitszimmer.«

Mit Hilfe von Kammerdiener und Gärtner wurde John Mandle in den großen luftigen Raum gebracht, den er an das Haus angebaut hatte und in dem er arbeitete und zuweilen schlief, wenn rheumatische Anfälle ihm das Treppensteigen unmöglich machten.

Als am Nachmittag der Wagen Socrates Smith und seinen Bruder Lexington brachte, stand John Mandles Rollstuhl vor dem Haus.

»Hallo!« rief Soc überrascht. »Was ist mit Ihnen los, John?«

»Dieses elende Rheuma!« knurrte der andere. »Freut mich, daß Sie gekommen sind, Socrates. Sie haben sich nicht im geringsten verändert!«

»Dies ist mein Bruder«, stellte Socrates vor.

Molly bekam die Gäste erst zu sehen, als Lexington den Rollstuhl zum Tee ins Wohnzimmer schob; ihr Anblick ließ den jungen Mann den Atem anhalten.

»Sie ist entzückend, Socrates«, schwärmte er, sobald die Brüder allein waren. »Zauberhaft. Hast du jemals solche Augen gesehen? Und dieses Haar! Sind dir die schönen Beine nicht aufgefallen?«

»Hör auf, Lex«, wehrte Socrates ab. »Wenn ich daran denke, daß ich selbst dich hierher gebracht habe, und damit vielleicht die Mühe langer Jahre umsonst war . . .«

Der Jüngere ließ ihn nicht ausreden.

»Red keinen Unsinn! Als ob du nicht sehr genau wüßtest,

was für eine blendende Erscheinung sie ist!«

»Sie ist nicht übel«, gab Socrates vorsichtig zu, »aber für mich ist sie eben nichts weiter als ein Mädchen.«

»Du bist ein Unmensch und ein Spießer!«

»Beides zusammen kann ich nicht sein«, philosophierte der Ältere.

»Was mir übrigens auffiel . . .«

Er stockte aus Loyalität gegenüber seinem Gastgeber.

»Aha«, entfuhr es Lex erwartungsvoll. »Du meinst sicher die ruppige Art, in der er sie behandelt!«

Socrates nickte nachdenklich.

»Er ist brutal«, erklärte Lex nachdrücklich. »Und ein Mann, der so schlechte Manieren hat, daß er mit einer jungen Dame umspringt als wäre sie ein Hund, ist für mich unbegreiflich. Hast du gehört, wie er sie wegen des Zuckers angeschrien hat?«

»Ich habe das Gefühl, daß er sie haßt - und auch sie wird ihm keine liebevollen Gefühle entgegenbringen . . . Ein interessanter Haushalt, Lex; ich habe das Gefühl, daß John Mandle sich vor irgend etwas entsetzlich fürchtet.«

»Er fürchtet sich?«

Socrates nickte wieder, denn er hatte in den Augen seines einstigen Kollegen eine schlecht verhohlene Todesangst bemerkt.

3

»Aber wovor fürchtet er sich denn?«

Lexington zog die Augenbrauen hoch.

»Das, möchte ich auch gern wissen«, entgegnete Socrates gedehnt.

»Hast du den Alarmdraht am Tor und das elektrische Türschloß am Arbeitszimmer gesehen? Natürlich ist dir nichts aufgefallen, denn du bist ja noch ein Lehrling. Und hast du die in Reichweite liegenden Revolver bemerkt, sowohl im Arbeitszimmer als auch in seinem Schlafzimmer? Und den dreifachen Spiegel über seinem Schreibtisch, so daß er alles beobachten kann, was sich hinter seinem Rücken und zu beiden Seiten abspielt...? Ich sage dir, er hat eine Heidenangst!«

Lexington startete seinen Bruder an.

»Das erklärt vielleicht auch seine schlechte Laune und - sieh da, Bob Stein!« unterbrach Soc sich plötzlich und ging quer über den Rasen auf einen massiven, breitschultrigen Mann mit gutmütigem Gesicht zu, der seine Begrüßung so laut herausbrüllte, daß sie meilenweit gehört werden konnte.

»Soc, Sie sind ja noch magerer als früher! Verflixt, ein Knochengerüst, das durch Pergament zusammengehalten wird. Essen Sie denn überhaupt manchmal?«

»Und Sie sind noch gradeso ohrenbetäubend wie früher«, entgegnete Socrates Smith lachend, während er die mächtige Pranke des anderen schüttelte, der sich nach dem Hausherrn umschaute.

»Er stöhnt gerade unter den Händen des Masseurs«, gab Lexington Auskunft.

»Das ist wohl Ihr Bruder, Socrates? Sieht gut aus, wirklich gut! Finden Sie nicht auch, Miss Templeton?«

Mollys Augen sprühten lustig angesichts Lexingtons Verlegenheit,

»Ich kann kein Urteil über männliche Schönheit abgeben, Mr. Stein«, meinte sie sittsam, »da ich niemanden außer Vater und Ihnen sehe.«

Bob Stein schüttelte sich vor Lachen über diesen boshafte Pfeil und schlug sich schallend auf die Schenkel, wodurch ihm das Leiden seines Freundes wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde.

»Der arme John hat böse Zeiten mit seinem Rheumatismus durchzumachen, scheußliche Zeiten! Was ihm nottut, ist ein wenig Zuversicht und etwas mehr Religion.«

Socrates musterte ihn scharf.

»Das ist ja eine ganz neue Tonlage bei Ihnen, Bob.«

»Was? Religion ...? Sie mögen recht haben; neuerdings jedenfalls beschäftigt sie mich sehr. Schade, daß Sie nicht bis zu unserem großen Erweckungsmeeing in Goldaming hierbleiben. Evans kommt, der walisische Evangelist - es wird sehr interessant werden. Ich werde übrigens auch eine Ansprache halten.«

»Sie?«

Bob Stein nickte, und sein breites Gesicht wurde ungewein feierlich. »Jawohl, ich werde sprechen. Weiß Gott, was ich sagen werde! Doch zur rechten Zeit werden schon die rechten Worte aus meinem Mund strömen ... Hallo, John!«

John Mandle steuerte den Rollstuhl selbst auf den Rasen und nickte dem Freund mürrisch zu.

»Ein Erweckungsmeeing, hörte ich Sie sagen ...? Ihre Stimme ist leise wie Engelsgeflüster, Bob.«

»Ja, nächste Woche in Goldaming. Kommen Sie mit, John, werden Sie bei uns Ihren Rheumatismus los.«

Mandle knurrte etwas Häßliches über Gesundbeten im all-

gemeinen und über den walisischen Evangelisten im besonderen.

Der herrliche Frühsommertag hielt alle bis zum letzten Augenblick im Freien. Ein wenig scheu hatte sich auch Molly in den Kreis geschoben und sogar einige Bemerkungen gewagt, ohne dafür von ihrem groben Stiefvater gerügt zu werden. Wahrscheinlich verdankte sie diese Nachsicht der Gegenwart von Lexington Smith; doch fürchtete sie schon jetzt die sarkastischen Bemerkungen, die unbedingt folgen würden, sobald sie mit dem Tyrannen wieder allein war.

»Denkt man nicht unwillkürlich an die ›Drei Musketiere‹, Miss Templeton?« fragte Lex. »Wie sie über ihre schmutzige Arbeit in verflossenen Tagen sprechen, wie sie schwelgen bei dem Gedanken an all die armen Teufel, die sie ins Zuchthaus oder an den Galgen gebracht haben ...«

»Bei den meisten hatten wir Pech«, unterbrach ihn Socrates. »Aber Fehler sind in der Erinnerung interessanter als Erfolge, Lex. In reiferen Jahren wirst du mehr als genug davon zu erzählen haben!«

»Vielen Dank für das Kompliment«, erwiderte Lexington höflich und wandte sich wieder Molly zu.

»Ihr Bruder muß ein genialer Mensch sein«, flüsterte sie. »Was für ungewöhnliche Augen!«

»Eigentlich findet man meine Augen ungewöhnlich«, tuschelte er übermütig zurück und fuhr dann ernster fort: »Soc ist wirklich ein ganz besonderer Mann. Ich bin immer wieder erstaunt über sein überragendes Können. Er hat mir übrigens erzählt, daß Ihr Vater ...«

»Stiefvater«, verbesserte sie ruhig.

»Verzeihung, daß Ihr Stiefvater und Mr. Stein die größten Strategen waren, die je in Scotland Yard gearbeitet haben. Soc sagte, daß sie so große Erfolge hatten, weil sie jeden

Feldzugsplan bis in die letzten Einzelheiten vorbereitet hätten.«

Die Gesellschaft blieb im Garten, bis der Gong zum Dinner rief, das einen recht angeregten Verlauf nahm. Bob Stein gehörte zu jenem Menschentyp, der jede Unterhaltung an sich reißt. Er verfügte über einen unerschöpflichen Reichtum an Geschichtchen, und sogar Mandle lächelte, wenn auch etwas säuerlich, ein- oder zweimal.

Hernach rollte Lexington den Krankenstuhl ins Wohnzimmer an den Bridgetisch, doch zur Freude des jungen Mannes weigerte sich Stein zu spielen, mit der Begründung, daß Kartenspiel eine der leichtfertigen Zerstreuungen sei, die er künftig zu meiden gedenke.

»Bob«, höhnte Mandle, »Sie werden scheinheilig auf Ihre alten Tage!«

Aber der Hüne beharrte auf seinem Vorsatz.

Als er sich eine Stunde später verabschiedet hatte, erörterte John Mandle diese neue Entwicklung seines Freundes mit großer Schärfe.

»Sensationslust, das ist Bobs schwache Seite!« nörgelte er, an einer kalten Zigarre kauend. »Seine einzige schlechte Charaktereigenschaft, die ich ihm oft genug auszutreiben versucht habe. Sensation um jeden Preis! Sogar ruinieren würde er sich, wenn man ihm nur Beifall klatschte!«

»Vielleicht ist er aber aus Überzeugung religiös geworden«, meinte Socrates. »So etwas kommt vor.«

Mandle lächelte verächtlich.

»Nicht bei ihm!«

»Hat er inzwischen geheiratet?«

»Nein.« Mandle blickte zu dem Tisch, wo das junge Mädchen mit Lexington plauderte. »Allerdings hat er gewisse Pläne.«

»Ich verstehe«, entgegnete Socrates ruhig.

Doch auch Lexington hatte die letzten Sätze aufgefangen. Verdutzt fragte er das Mädchen leise: »Gilt das Ihnen?«

Molly nickte.

»Und ...?«

»Ich habe ihn ganz gern, aber« - sie zuckte die Achseln - »natürlich nicht in dieser Art. Seine Absicht ist hoffnungslos lächerlich. Das habe ich ihm auch gesagt.«

»Und wie denkt Ihr Stiefvater darüber?«

Es dauerte eine Weile, ehe ihre Antwort kam.

»Ich glaube, er hat alles Interesse daran verloren, als ihm klar wurde, daß ich von dem Plan nichts halte.« Ihre Stimme wurde bitter. »Wäre er aber der Meinung, daß ich diese Heirat als Glück betrachte, hätte es schon genug Kämpfe und Aufregungen gegeben.«

Lex schwieg. Er war bereits dem Zauber des Mädchens an seiner Seite erlegen.

Die beiden nächsten Stunden verrannen den jungen Leuten wie Minuten, und Lexington blickte überrascht und ein wenig unmutig auf, als sein Bruder gute Nacht wünschte.

»Die Landluft hat mich schläfrig gemacht, ich gehe zu Bett. Du auch, Lex?«

Lex zögerte. Doch dann erhob auch er sich.

»Komm mit in mein Zimmer«, forderte ihn Soc auf, als sie den oberen Korridor erreicht hatten; drinnen fuhr er fort: »Du bist dir wohl darüber im klaren, daß du John Mandle so wütend wie eine verbrühte Katze gemacht hast?«

»Ich?« versetzte Lex in grenzenlosem Erstaunen.

»Horch!«

Der Raum lag über dem Wohnzimmer, und von unten drang der Klang ärgerlicher Stimmen herauf.

»Das hatte ich befürchtet«, murmelte Socrates. »Er tobt mit ihr.«

»Aber warum denn?«

»Anscheinend haßt er jede seiner Stieftochter erwiesene Aufmerksamkeit. Und du - ich will nicht die Romanphrase gebrauchen, daß du sie mit den Augen verschlungen hast -, du warst wirklich wie festgeleimt an ihrer Seite.«

»Ist das etwa eine Beleidigung?« fragte Lexington sarkastisch. »Ist das unnatürlich?«

Sein Bruder lächelte.

»Im Gegenteil, sehr natürlich. Mir gefällt Johns Betragen durchaus nicht. Ein anderer wäre stolz auf so eine Tochter - oder auch Stieftochter. Aber die Angst hat den Mann ganz aus dem Gleichgewicht geworfen!«

»Bist du immer noch davon überzeugt?«

»Mehr denn je! John Mandle hat das ganze Haus innen und außen durch Alarmanlagen und alle möglichen Sicherheitsmaßnahmen geschützt.«

»Konntest du nicht den Grund hierfür erfahren?«

Socrates schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht klug, einen Mann nach den Gründen seiner Furcht zu fragen.«

Jetzt hörten sie auf dem Korridor den leichten Schritt des jungen Mädchens, das sein Zimmer aufsuchte, und bald darauf das schwere Stapfen der beiden Diener, die den Hausherrn ins Bett trugen.

»Schlaf gut, John!« rief Socrates.

Ein mürrisches »Gute Nacht« drang durch die Tür.

»Gute Nacht, Mr. Mandle!« rief auch Lexington. Aber er erhielt keine Antwort.

Es war eine schöne, klare Nacht und lange, nachdem der letzte Laut in John Mandles Heim erstorben war, saßen die Brüder noch plaudernd und rauchend am offenen Fenster.

»Was mag das für ein Haus sein?« warf Socrates plötzlich hin und wies mit der Hand über das Tal hinweg nach einem im Mondlicht deutlich sichtbaren weißen Gebäude.

»Wie seltsam, daß du nach dem einzigen Haus im ganzen Umkreis fragst, von dem ich zufällig etwas gehört habe. Mir fiel es heute nachmittag auf, als ich durch den Garten schlenderte, und ich erkundigte mich beim Gärtner. Es gehört einem Mr. Jetheroe, einem Philanthropen und Einsiedler; er ist mit Miss Templeton befreundet, aber ihr Vater hat anscheinend keine Ahnung davon. Sie«

Lex vollendete den Satz nicht.

Aus einem der großen Fenster des weißen Gebäudes blitzte ein Licht; oder besser gesagt, das Fenster wurde von einem unnatürlichen Schein erleuchtet, der sofort wieder erlosch.

Lexington sprang auf. »Was war das?«

Wieder erglühte das Fenster und wurde wiederum dunkel. Und dann zuckte es auf in einer raschen Folge von Blitzen.

»Jemand signalisiert im Morse-Code«, antwortete sein Bruder und buchstabierte: »K-O-M-M«. Den nächsten Buchstaben bekam er nicht mit, und es dauerte eine Weile, bis Soc den Rest der Botschaft aufgefangen hatte.

»REIEICHEN«, berichtete er. »Also ›DREIEICHEN‹. Wer, zum Teufel, mag sich so verständigen?«

»Ich kann dir drei verschiedene Tips geben«, sagte Lexington. »Aber wenn wir annehmen, daß es ein früherer Soldat ist, der sein Mädchen diese Art des Signalisierens gelehrt hat, haben wir wahrscheinlich das Richtige getroffen.«

»Schau dort!« flüsterte Socrates erregt.

Eine schlanke, beinahe geisterhafte Gestalt glitt am Haus entlang in den Schatten einer Hecke.

Lexingtons Augen weiteten sich: Es war Molly Templeton, die eine kleine Tasche in der Hand trug.

Nun verschwand sie, und die beiden Männer blickten sich an.

»Warum soll sie nicht einen Mondscheinbummel machen?« meinte Socrates endlich.

Lex nickte.

»Gute Nacht, Alter. Schlaf gut. Weck mich rechtzeitig, oder hast du geschwindelt, als du etwas von einem frühen Morgenspaziergang gesagt hast?«

Socrates' Antwort klang etwas grimmig.

»Das wirst du ja erleben!«

4

Und Lexington erlebte es.

Ein nasser Schwamm, der sein Gesicht bearbeitete, ließ ihn blinzeln und japsend aus einem Traum hochfahren, in dem John Mandle und Mollys über den Rasen schleichende Gestalt ein unentwirrbares Durcheinander gebildet hatten.

»Auf, mein Junge«, mahnte Socrates, der schon vollständig angekleidet war.

Das Fenster stand weit offen, und das Land lag eingehüllt in Morgennebel, den die ersten Sonnenstrahlen durchbrachen.

»Wie spät ist es?« erkundigte sich Lexington, verschlafen nach seinen Pantoffeln tastend.

»Halb sieben. Und du hast sieben Meilen zurückzulegen, ehe du an Frühstück denken darfst.«

Eine halbe Stunde später verließen sie das Haus, in dem sich noch nichts regte. Man stand spät auf bei John Mandle. Er selbst kam immer erst um die Mittagsstunde zum Vorschein und würde heute, wie er am Abend zuvor angedeutet hatte, höchstwahrscheinlich den ganzen Tag im Bett zubringen.

Vorsichtig turnten die Brüder über fast unsichtbar angebrachte Drähte von Alarmschüssen hinweg, bis sie den Weg erreichten.

»Ich zerbreche mir noch immer den Kopf über das nächtliche Signal«, begann Socrates, als sie endlich in Ruhe nebeneinander den Hügel hinabsteigen konnten. »Wie du dich wohl erinnerst, sahen wir das Haus nur zur Hälfte; die andere Hälfte wurde von dem vorspringenden Winkel der Mauer verdeckt. Aha, da ist es!«

Der Nebel hatte sich zerteilt, und in der Morgensonne

strahlte das Gebäude wie ein glitzernder Edelstein. Hinter ihm, ein wenig zur Rechten, tauchten die roten Giebel vom ›Prinzenhof‹ Bob Steins Wohnsitz, auf.

»Warum sich damit den Kopf heiß machen, Soc? Du bist doch ein gräßlicher Detektiv. Sogar an diesem friedlichen Fleck mußt du nach Geheimnissen schnüffeln!«

In Wirklichkeit aber beschäftigte auch Lexington das rätselhafte Benehmen des jungen Mädchens.

»Dieser Mr. Jetheroe liebt viel Licht«, fuhr Socrates fort und wies mit dem Stock auf das weiße Haus. »Sieh mal, alle diese Fenstertüren im Erdgeschoß und die ungewöhnlich großen Fenster im oberen Stockwerk.«

»Und was folgerst du daraus, weiser Mann? Ich will dein Doktor Watson sein.«

»Sei kein Narr«, grollte Socrates, der in diesem Punkt ziemlich empfindlich war. »Wir wollen lieber hier ins Tal hinabgehen, damit wir das Haus aus der Nähe ansehen können.«

Sie waren dem schmalen Pfad noch nicht fünf Minuten gefolgt, als Socrates plötzlich stehenblieb.

»Drei Eichen!«

Gerade vor ihnen reckten sich drei riesige Eichenstämme, unter deren breitem Blätterdach sich der schmale Fußweg hinschlängelte. Auch Lexington war stehengeblieben.

»In solcher Umgebung gibt es immer so ideale Plätze für ein Stelldichein, wie hier ›Drei Eichen‹ oder ›Drei Brücken‹. Aber ich bin wirklich nicht romantisch genug, um mich für den Treffpunkt irgendeines verliebten Pärchens zu interessieren. Eher möchte ich wissen, ob der brummige Mandle manchmal auf diesem malerischen Pfad spazierengeht.«

»Der arme John wäre glücklich, wenn er nur zwei Meter weit gehen könnte. Seit Monaten hat er sein Haus nicht

mehr auf seinen eigenen Füßen verlassen.«

Die Brüder mußten ein dichtes Gebüsch durchschreiten, das ihnen zeitweilig die Aussicht auf die Eichen versperrte. Dann bog der Pfad scharf nach links ab und gab in einer Entfernung von einem Dutzend Schritten den ersten Baum frei.

Jäh fühlte Lexington seinen Arm umklammert.

»Großer Gott!«

Sein Bruder wies nach vorn, dorthin, wo ein dicker Ast sich quer über den Weg streckte. Auf diesem Ast lag flach ein Mann, festgebunden mit einem Strick. Seine Arme hingen leblos herunter, das Gesicht war den beiden zugewandt; und zwischen den Augen sah man ein rotes Mal - den Einschlag eines Projektils.

Socrates raste zu dem Baum ... schaute hinauf.

Es war kein Zweifel möglich: Da oben lag John Mandle, tot, ermordet!

5

Wie versteinert standen die Brüder vor diesem grausigen Anblick.

Lexington bewegte sich zuerst. Er tat einen ungestümen Schritt vorwärts, doch Soc riß ihn zurück.

»Bleib, wo du bist!«

»Mandle, nicht wahr?«

»Er ist's«, bestätigte Soc und richtete seine Blicke vom Ast auf den Boden. »Schade, die Erde ist hier zu hart, um Abdrücke zu bewahren. Geh vorsichtig weiter, aber paß auf mögliche Spuren auf, daß du sie nicht berührst! Ich klettere inzwischen auf den Baum.«

Mit erstaunlicher Gewandtheit arbeitete er sich an dem knorrigen Stamm empor, wobei ihm der schräge Wuchs des Baumes zustatten kam. Jemand anders war vor ihm hochgeklettert . . . erst kürzlich; an mehreren Stellen war die Rinde abgeschürft und die Kratzer einer genagelten Sohle erkennbar. Ohne Mühe erreichte Soc den Ast, auf dem der Ermordete lag. Lexington, der den Bruder beobachtete, sah, daß er der Leiche jedoch wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkte mit Ausnahme der Füße, die er länger prüfend betrachtete. Mehr hingegen schienen ihn die oberen Äste zu interessieren, zu denen er nach Art der Kurzsichtigen hinaufspähte - eine reine Angewohnheit von ihm, denn Socrates Smith besaß vorzügliche Augen.

Kurz darauf kletterte er wieder abwärts und sprang mit einem Satz auf den Boden.

»Ja!« stieß er befriedigt hervor.

»Was heißt ›ja?« wollte sein Bruder wissen, da Socrates offenbar etwas, was er zu sehen erwartete, auch gesehen hatte. Doch statt eine Erklärung zu geben, stellte Soc eine

Gegenfrage:

»Hast du etwas entdeckt?«

Lex händigte ihm stumm eine Patronenhülse aus.

»Kaliber 35. Ich sah bereits an der Wunde, daß es ein Nickelmantelgeschoß gewesen ist. Noch etwas?«

»Nein«, murmelte der Jüngere, während sein Blick scheu das weiße Gesicht streifte, das mit glasigen Augen auf sie herabstarrte. »Ist es nicht entsetzlich?«

»Es ist entsetzlich«, meinte Socrates ruhig, »trotzdem aber im höchsten Grade interessant.«

Lexington Smith war noch nicht abgehärtet genug, um das Verbrechen auch als mehr oder minder kunstvolle Leistung betrachten zu können. Für ihn war die stille, reglose Gestalt die seines Gastgebers, eines Mannes, mit dem er sich noch am Abend zuvor unterhalten hatte. Plötzlich kam ihm Molly in den Sinn. Welch ein schrecklicher Schlag für sie . . .!

»Soc, nach meiner Meinung waren es mehrere Täter, die ins Haus eingedrungen sind, während wir schliefen.«

»Wie viele glaubst du?«

»Wenigstens drei. Sie müssen ihn aus seinem Bett fortgeschleppt haben - und dennoch hörten wir gar nichts . . . Denkst du, daß sie ihn betäubt haben?«

»Ich denke allerlei«, wich Socrates aus. »Erzähle mir erst einmal, wie du dir die Sache vorstellst.«

Lexington überlegte ein Weilchen.

»Er muß erbitterte Feinde gehabt haben. Wie du selbst gesagt hast, lebte er in ständiger Angst und erwartete offenbar einen Überfall dieser Art. Nachdem die Mörder sich Zutritt zu seinem Schlafzimmer verschafft hatten, betäubten sie ihn entweder oder sie brachten ihn durch Drohungen zum Schweigen, um ihn dann an diesen Fleck zu schleppen und zu erschießen.«

Socrates schüttelte den Kopf.

»Und warum haben sie ihn nicht schon im Haus ermordet? Wenn sie ihn betäuben konnten, warum vergifteten sie ihn dann nicht gleich? Warum sollten sie sich der Mühe unterziehen, ihn fast eine Meile fortzuschleppen? Etwa des Vergnügens halber, ihn hier in Muße erschießen zu können? Nein, mein Junge, mit deiner Theorie hapert's!«

»Aber sie müssen ihn doch hergetragen haben«, beharrte der Jüngere. »Der arme Handle konnte ja seine Beine nicht gebrauchen . . . Denkst du auch an die Morsebotschaft?«

»Die habe ich nicht vergessen. Und jetzt, Lex, geh nach Haus und ruf die Polizei an. Ich werde hierbleiben.«

Der Zufall wollte es, daß Lexington den Weg nicht zu machen brauchte. Als er vom Pfad auf den Hauptweg einbog, war der erste Mensch, den er erblickte, ein Polizeibeamter, der gemächlich auf seinem Fahrrad bergab fuhr. Lexington hielt ihn an und berichtete von dem grausigen Fund.

»Ermordet?« wiederholte der Mann ungläubig, während er sein Rad an einen Baum lehnte. »Mein Inspektor muß jeden Augenblick hier durchkommen. Das erspart mir die Meldung.«

Fünf Minuten später kletterte sein Vorgesetzter aus einem winzigen Auto, und zu dritt wanderten sie zum Schauplatz der Tragödie zurück.

Socrates Smith war verschwunden, doch hörten sie ihn in dem dichten Buschwerk, das den Pfad auf der linken Seite begrenzte, herumkriechen. Nach einer Weile erschien er mit einem Paar Gummischuhen, die er behutsam niederlegte.

»Eine schlimme Sache, Mr. Smith«, begann respektvoll der Beamte, dem Lexington unterwegs mitgeteilt hatte, wen er an der Mordstelle treffen werde. »Warum hat man Mr. Mandle wohl angebunden?«

»Er ist gar nicht angebunden, wie Sie sich überzeugen können. Der Strick wurde über den Körper geworfen und

legte sich dann durch den eigenen Schwung um ihn herum. Von unten sieht es allerdings so aus, als sei er festgeschnürt, aber beim Hinaufklettern entdeckte ich als erstes, daß beide Enden des Stricks lose sind. Der Körper hält sich durch sein natürliches Gleichgewicht auf dem Ast... Fußspuren sind nicht vorhanden.«

»Dafür ist wohl die Erde hier zu hart«, bemerkte der Inspektor enttäuscht. Doch dann erhellte sich sein Gesicht. »Wenn die Verbrecher vom Tal kamen oder sich durchs Tal davonstahlen, müssen sie eine Stelle mit weichem Boden passiert haben - etwas weiter vorn ist eine Quelle, die den Pfad sumpfig hält.«

»Wirklich? Dann erklärt sich . . .« Socrates nahm die Gummischuhe und wies auf die dünne Kruste von getrocknetem Schlamm, mit dem die Sohlen überzogen waren. »Ich wunderte mich schon, woher das stammt!«

»Sie sind neu«, äußerte der Inspektor, der nach den Schuhen gegriffen hatte, höchst überflüssigerweise. »Die übliche Ware, von der man Hunderte verkauft. Es dürfte schwierig sein, den Käufer aufzuspüren, falls er sie nicht in der Nachbarschaft erstanden hat.«

Socrates Smith nickte.

»Damit wäre das erste Rätsel gelöst. Ich verstand nämlich nicht, wozu man Überschuhe benötigte.«

»Fanden Sie nur ein Paar, Mr. Smith?«

»Ja. Weil nur eine einzige Person an diesem Mord beteiligt ist.«

»Eine einzige . . .?« Lex starrte seinen Bruder ungläubig an. »Willst du damit sagen, daß ein Mensch allein ihn eine Meile weit getragen hat?«

»Ich will damit sagen, daß es sich bei diesem Mord um einen einzigen Täter handelt.«

»Es müssen aber mehr gewesen sein, Mr. Smith«, wider-

sprach auch der Inspektor. »Wahrscheinlich wissen Sie nicht, daß Mr. Mandle durch sein schweres Rheuma am Gehen verhindert war. Erst vor zwei oder drei Tagen sprach ich mit ihm . . .«

»Doch, doch, ich weiß es«, unterbrach ihn Socrates. »Mein Bruder und ich sind nämlich bei ihm zu Gast.«

»Oh, Sie wohnen im Waldfrieden?«

»Ja. Doch ungeachtet Mr. Mandles Gebrechen bleibe ich dabei, daß ein einziger Täter den Mord begangen hat.«

»Dann muß er ein außergewöhnliches Individuum sein«, sagte der Inspektor mit einem tiefen Atemzug.

»Wir wollen jetzt einen Blick auf die sumpfige Stelle werfen«, forderte ihn Socrates auf. »Ich nehme an, daß wir Abdrücke der Gummischuhe finden werden, die nebenbei bemerkt, Nummer zwölf sind und von jemand getragen wurden, der größere Füße hat als Nummer zwölf, denn der linke Schuh ist ein wenig geplatzt.«

Nach etwa hundert Metern erreichten sie die Stelle, wo der Pfad sich senkte und einen Streifen Morast durchquerte. Hier zeigte die weiche und feuchte Erde eine dunkelgraue Farbe.

»Vorsichtig!« warnte Socrates. »Ich sehe ein halbes Dutzend Fußspuren, allerdings meist alte. Aha, hier haben wir sie!«

Er hockte sich nieder und deutete auf einen offensichtlich durch Überschuhe verursachten Abdruck. Die Profilsohle hatte sich ganz klar abgezeichnet, aber nur einmal. Auf der anderen Seite des nassen Pfades - gute anderthalb Meter weiter - fanden sie den anderen Abdruck.

»Donnerwetter, hat dieser Mann einen Schritt!« ließ sich der Inspektor vernehmen.

»Er ist hinübergesprungen«, erklärte Socrates. »Beachten Sie, wie tief sich die Fußspitze beim Absprung eingegraben

hat und wie schwer der Fuß drüben aufsetzte. Übrigens muß dem Betreffenden die Gegend vertraut sein, da er die Entfernung genau abzuschätzen wußte.«

»Was ist das hier?« rief Lexington und zeigte nach einer sumpfigen Stelle rechts vom Pfad.

Socrates tappte durch den Schlamm und zog einen Schuh heraus. Ein Damenschuh, tief eingebettet in den Lehm! Dicht neben ihm war die natürliche Form eines Fußes abgedrückt.

Der Inspektor zog die Stirn in Falten.

»Das kann von Wichtigkeit sein. Augenscheinlich geriet eine Frau in den Morast und verlor einen Schuh.«

»Und es sieht auch so aus, als hätte sie vermeiden wollen, auf dem Pfad eine Spur zu hinterlassen«, sagte Socrates, den fast neuen Schuh betrachtend. »Ein amerikanisches Fabrikat, und auf der Unterseite der Lasche stehen die Initialen M. T.

»M. T.«, wiederholte Lex. »Molly Templeton... Allmächtiger Himmel, Soc, sie kann doch nicht. . .«

Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung an die über den Rasen huschende Gestalt. Molly Templeton, das harmlose Mädchen! Was sollte sie hierhergeführt und warum sollte sie versucht haben, Fußspuren im Schlamm zu vermeiden?

Verstört blickte er seinen Bruder an und glaubte in den Augen des Älteren, der doch im allgemeinen bei derartigen Ereignissen sehr ernst zu sein pflegte, den Schimmer eines Lächelns wahrzunehmen.

»Wohin führt dieser Pfad, Inspektor?«

»Zur weißen Villa, Mr. Smith.«

»Und wer ist Mr. Jetheroe?«

»Was er von Beruf ist, weiß ich nicht, nur daß er wissenschaftliche Artikel schreibt. Ein sehr ruhiger, netter Herr

und ein Freund von Miss Handle.« Anscheinend war es dem Inspektor unbekannt, daß das junge Mädchen die Stieftochter des Ermordeten war und nicht seinen Namen trug, denn er schloß seiner Auskunft die Frage an: »Wer ist Molly Templeton?«

»Eine Dame meiner Bekanntschaft. Mir fiel beim Lesen der Initialen unwillkürlich der Name ein. Lebt Jetheroe schon lange hier?«

»Etwa vier Jahre. Zwei Monate nach dem Tod von Mrs. Mandle siedelte er sich bei uns an ... Wenn ich nicht irre, war er bis dahin im Ausland.«

»So, so ... im Ausland«, meinte Socrates nachdenklich und schlug mit Lexington die Richtung nach der Weißen Villa ein, es den beiden Beamten überlassend, den Leichnam zu bewachen.

»Natürlich hatte Mandle viele Feinde«, erklärte er seinem Bruder. »Eine ganze Reihe vielversprechender junger Herren wanderte durch ihn ins Gefängnis oder ins Zuchthaus. Natürlich nimmt man von den Drohungen, die Verbrecher während der Urteilsverkündung ausstoßen, im allgemeinen wenig Notiz, aber hin und wieder trifft man doch einen Verurteilten, der während seiner langen Haftzeit einen Racheplan ausarbeitete.«

»Könnte dies ein solcher Fall sein?«

»Nicht ausgeschlossen. Ich bin immer mißtrauisch gegen Leute, die sich plötzlich in der Nachbarschaft niederlassen, nachdem sie lange ›im Ausland‹ gewesen sind.«

Aus den Schornsteinen von Mr. Jetheroes Haus kräuselten sich leichte Rauchwölkchen, als sie die kiesbedeckte Auffahrt hinanschritten. Ein Hausmädchen, das über das Erscheinen von Fremden zu dieser frühen Stunde etwas verwirrt schien, öffnete ihnen die Tür.

»Wen darf ich melden?«

»Mein Name ist Smith«, sagte Socrates, »bestellen Sie Mr. Jetheroe, daß ich in einer dringenden Angelegenheit komme.«

Gleich darauf geleitete sie das Mädchen in ein geräumiges, ziemlich unordentliches Arbeitszimmer. Hinter einem mit Papieren bedeckten Schreibtisch erhob sich ein Mann, dessen Augen durch buschige, weiße Brauen halb verborgen waren. Er war sehr groß, und die Magerkeit seines Körpers ließ ihn noch höhergewachsen erscheinen. Das schmale, durchgeistigte Gesicht und die langen weißen Haare, die ihm im Nacken über den Kragen hingen, erinnerten Lexington an einen Musiker.

»Guten Morgen, meine Herren, womit kann ich dienen?«

Mr. Jetheroes Art war nicht gerade freundlich zu nennen, eher lag in seinem Ton etwas Abweisendes.

»Mein Besuch steht in Verbindung mit Mr. Mandle«, antwortete Socrates, und es schien ihm, als ob der andere stutzte.

»Ich kenne Mr. Mandle nur vom Sehen - aber bitte, nehmen Sie Platz -, hat er Sie zu mir geschickt?«

»Mandle ist tot.«

»Tot. . .?«

Ein Aufblitzen in den Augen und eine kaum merkliche Veränderung der Miene verrieten seine Erregung.

»Er wurde in der vergangenen Nacht ein paar hundert Meter von Ihrem Haus entfernt ermordet.«

Ein tiefes Schweigen, das Jetheroe endlich mit den Worten unterbrach: »Eine schreckliche Nachricht!« Seine Stimme war kalt und hart. »Haben Sie den Mörder schon entdeckt?«

»Wir sind auf der Suche.«

»Ah, Sie sind Kriminalbeamter?«

Socrates lächelte.

»So halb und halb. Ich bin allerdings nicht mehr im

Dienst. Vielleicht kennen Sie aber meinen Namen: Socrates Smith.«

Zu Socs Überraschung nickte Jetheroe.

»O ja. Ich las Ihr Buch über Blutproben . . . Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein? Zu Ihrer Orientierung möchte ich vorausschicken, daß ich mit Mr. Mandle nie zusammengetroffen bin, seine Stieftochter dagegen sehr gut kenne.«

»Kam Miss Templeton vergangene Nacht hierher?«

Diesmal hatte der Mann sich völlig in der Gewalt.

»Ich sah sie zuletzt vor zwei oder drei Tagen.«

»Miss Templeton kam also vergangene Nacht nicht hierher?«

»Was bringt Sie auf diese Vermutung . . . ? Ich nehme an, daß sie sich in Mr. Mandles Haus befindet. Ist sie von dem Vorfall schon unterrichtet?«

Socrates Smith hatte keine Veranlassung anzunehmen, daß Jetheroe ihn zu täuschen versuchte. Seine Stimme und seine Haltung waren absolut ungezwungen, und er antwortete ohne Zögern. Und dennoch hatte Soc das instinktive Gefühl, daß der weißhaarige Mann ihn belog.

»John Mandles Tod scheint Sie - wenn ich mich so ausdrücken darf, Mr. Jetheroe - nicht gerade zu erschüttern.«

Jetheroe lehnte sich in seinen Stuhl zurück und legte die Fingerspitzen aneinander.

»Ich bin nicht so leicht zu erschüttern, zumal es mich nicht überrascht, daß Mr. Mandle ermordet worden ist.«

»Und warum überrascht es Sie nicht?« fragte Socrates mit dem Anflug eines Lächelns um seine dünnen Lippen.

»Tja . . . Mandle gehörte wohl kaum zu den liebenswerten Menschen. Molly zum Beispiel behandelte er geradezu schändlich, was allerdings nicht zur Sache gehört . . . Als ehemaliger Kriminalinspektor muß er eine Menge Feinde gehabt haben, um so mehr, als er ein harter, skrupelloser

Bursche war, dem genau wie seinem Freund Stein jedes Mittel recht und billig war, um irgendeinen armen Teufel, der ihm in die Fänge geriet, zu überführen.«

»Sie scheinen sehr viel über Mr. Mandle zu wissen, Mr. Jetheroe?«

Der alte Herr zuckte die Schultern.

»Man hört allerlei ... Er erfreute sich seinerzeit ja eines großen Rufes - wie Sie auch, Mr. Smith.«

»Hat er Ihnen jemals ein Unrecht zugefügt?« Wieder spielte das feine Lächeln um Socs Mund.

»Wie hätte er das fertigbringen sollen . . .! Ich habe lange Jahre im Ausland verbracht, und so tauchte er erst vor kurzer Zeit in meinem Gesichtskreis auf.«

Trotz seiner gleichgültigen Miene arbeitete Socrates' Verstand mit rasender Geschwindigkeit. Gemächlich steckte er die Hand in die Tasche, holte ein Buch hervor und begann darin zu schreiben.

»Ich möchte mir ein paar Notizen machen. Obwohl ich nicht mehr offiziell zu Scotland Yard gehöre, dürfte meine Anwesenheit an Ort und Stelle doch dazu führen, daß man mich mit dem Fall betraut.«

»Wo wurde Mandle erschossen?« brach Jetheroe diese Erklärung ab.

»Woher wissen Sie, daß er erschossen wurde?« kam blitzschnell Smiths Gegenfrage. Für einen Augenblick war Jetheroe verlegen.

»Ich weiß gar nichts, ich vermute nur - und zwar aus folgendem Grund. Als ich letzte Nacht gegen drei Uhr bei meinen Korrekturen saß - ich habe einen Artikel für den »Scientific Englishman« geschrieben, hier liegen die Druckfahnen -, hörte ich plötzlich einen Schuß, und zwar vom Tal her. Wir nennen diese kleine Senke in etwa dreihundert Metern Entfernung vom Haus nämlich Tal, obschon sie den

Namen kaum verdient. Wahrscheinlich erhielt sie ihn wegen der Quelle, die sich in der Regenperiode zu einem Fließchen entwickelt.

»Hörten Sie nur einen einzigen Schuß?«

»Nur einen«, versetzte Jetheroe. »Ich kümmerte mich weder darum, noch maß ich ihm irgendeine Bedeutung bei, weil ich glaubte, daß es ein Wilddieb war. Erst als Sie mir von John Mandles Ermordung erzählt haben, fiel mir der Schuß wieder ein.«

»Hm . . .« Socs Augen glitten über ein Tischchen, auf dem Teegeschirr und eine Platte mit Butters-toast standen, von dem noch eine Scheibe übriggeblieben war. Er legte sein Notizbuch auf seine Knie und schrieb drei Worte.

»Kennen Sie diese Person?« fragte er und reichte dem Hausherrn das Buch.

Jetheroe runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und gab Soc das Büchlein zurück.

»Nein, wie kommen Sie darauf?«

»Es fuhr mir nur so durch den Kopf«, meinte Socrates und stand auf. »Sie sind also ganz sicher, daß Sie Miss Templeton in der vergangenen Nacht nicht gesehen haben?«

»Ganz sicher. Das letzte Mal . . .«

Er kam nicht dazu, den Satz zu vollenden. Socrates Smith hatte sich zu dem großen Papierkorb, der unter dem Schreibtisch stand, hinabgebeugt und holte etwas daraus hervor.

»Wollen Sie mir bitte erklären, Mr. Jetheroe, auf welche Weise dies in den Korb geriet?«

In dem Damenschuh, den sein Bruder hochhielt, erkannte Lexington verblüfft das Gegenstück zu jenem, den sie im Morast entdeckt hatten.

6

Nur eine Sekunde zuckte es in Jetheroes unbeweglichem Gesicht.

»Der Schuh gehört Miss Templeton, und ich will Ihnen auch erklären, wie er hierher gelangte. An einem regnerischen Abend kam sie hier mit einem einzigen Schuh an; den anderen hatte sie unterwegs im Morast verloren und im Dunkeln nicht wiedergefunden. So gab ich ihr für den Heimweg ein altes Paar meiner Haushälterin. Dieser Schuh hier stand tagelang in meinem Arbeitszimmer herum, bis ich ihn endlich gestern abend in den Papierkorb warf, da ich nicht glaube, daß der andere noch einmal zum Vorschein kommt.«

Lexington atmete erleichtert auf. Die Erzählung klang glaubwürdig. Leider aber beging Jetheroe den Fehler, sie noch auszuschnücken und weitere Einzelheiten hinzuzufügen.

»Miss Templeton brachte die geborgten Schuhe übrigens am nächsten Tag zurück, so daß ich meiner Haushälterin von dem ganzen Vorfall nichts zu erzählen brauchte.«

»Ich verstehe«, meinte Socrates. »Ihre Haushälterin würde also, falls ich sie befragte, von alledem nichts wissen. Klug überlegt . . . ! Guten Morgen, Mr. Jetheroe!«

Der alte Herr erwiderte nichts. Eine stumme, wachsame Gestalt, stand er hinter seinem Schreibtisch und machte keinerlei Anstalten, seine Besucher zur Tür zu geleiten.

»Nun, was denkst du, Soc?« erkundigte sich sein Bruder, als sie zum Tal zurückgingen.

»Ich denke, daß Jetheroe ein kaltblütiger Lügner ist«, lautete die vergnügte Antwort.

»Und welchen Namen schriebst du in dein Notizbuch?«

Socrates grinste: »Ich wette, daß du es nie errätst!«

»Was?« rief Lexington erstaunt, als ihm Socrates das Büchlein reichte.

»So heißt ein amerikanischer Filmstar. Was hat sie denn mit der Sache zu tun?«

»Nichts! Aber hast du bemerkt, mein Lieber, daß Jetheroe Buttertoast gegessen hatte?«

»Und welcher Zusammenhang besteht zwischen Buttertoast und dem Filmstar?«

»Lex, ein Mensch kann noch so sauber sein und seine Hände noch so sorgfältig an der Serviette abreiben - wenn er Buttertoast ißt, bleibt immer eine ganz dünne Fettschicht auf seinen Fingerspitzen zurück. Schau genau hin, und du wirst in der Ecke einen Daumenabdruck bemerken. Dreh das Buch so, daß die Sonne im richtigen Winkel drauffällt. Und sei vorsichtig, verwische ihn nicht!«

»Brauchst du denn seinen Daumenabdruck?«

»Gerade den brauche ich, und nun habe ich ihn ja auch.« Soc klappte das Buch sorgfältig zu und umschlang es mit einem Gummiband.

»Ich sagte dir schon, daß ich gegen Herrschaften, die lange im Ausland lebten, sehr mißtrauisch bin, solange niemand weiß, in welchem Land sie sich aufgehalten haben. Leute, die wirklich draußen gewesen sind, erzählen fast immer von diesen Ländern, wie schön es dort war oder was sie durchmachen mußten. Jedenfalls reden sie darüber. Wenn jedoch ein Mensch nach langer Abwesenheit zurückkehrt und schweigt, oder sich nur unbestimmt über das Land äußert, in dem er angeblich lebte, so kommt er entweder aus dem Gefängnis oder aus der Irrenanstalt. Oder er hat drüben etwas ausgefressen und ist geflüchtet.«

»Du bist ein mißtrauischer Mensch, Soc. Du hältst es also für möglich, daß Jetheroe etwas über den Mord weiß?«

»Wir wollen erst einmal sehen, was der Inspektor inzwischen entdeckt hat«, wich sein Bruder aus.

Der Inspektor hatte nichts entdeckt. Mit Hilfe von zwei herbeigerufenen Arbeitern war John Mandles Körper vom Ast heruntergeholt worden, wobei es sich bestätigte, daß der Strick nur lose herumgeschlungen war.

»Jetzt müssen wir dem jungen Mädchen Mitteilung machen. Wenn es Ihnen recht ist, Inspektor, übernehme ich diese Mission.«

»Das wäre das beste, Sir«, stimmte Inspektor Malier zu.
»Jemand mußte auch Mr. Stein informieren.«

»Den hatte ich ganz vergessen«, sagte Soc nachdenklich.

»Die Nachricht wird ihn sehr erschüttern. Die beiden waren zusammen bei der Polizei und eng befreundet. Ich vermute, daß Sie das wissen, Mr. Smith?«

Soc nickte.

Auf dem Heimweg blieb er einsilbig, und Lexington erhielt auf seine Fragen nur kurze Antworten.

In John Mandles Haus, wo das Personal inzwischen seinen Pflichten nachging, hatte man die Abwesenheit des Herrn noch nicht bemerkt. Sein Kammerdiener Timms bürstete die Anzüge aus, als Soc ihn über das Vorgefallene unterrichtete.

»Ermordet?« flüsterte der Mann verstört. »Wo? In seinem Schlafzimmer, Sir?«

»Nein, bei den Drei Eichen.«

»Aber wie kam er dahin? Der arme Herr konnte doch nicht gehen!«

»In seinem Schlafzimmer sind Sie noch nicht gewesen?«

»Nein, Sir. Ich gehe nie hinein, bevor er läutet. Er liebt es nicht, geweckt zu werden.«

»Ist Miss Templeton schon aufgestanden?«

»Ich werde das Hausmädchen fragen«, erbot sich Timms und eilte fort, um gleich darauf mit dem Bescheid zurück-

zukommen: »Nein, Sir. Miss Templeton erscheint meistens erst um halb zehn im Eßzimmer.«

»Dann soll das Mädchen Miss Templeton wecken und ihr ausrichten, daß ich ihr eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Inzwischen will ich Mr. Mandles Schlafzimmer besichtigen.«

Der Kammerdiener wies ihm den Weg. Es war ein schöner, luftiger Raum, der größte des Hauses, und gut, aber nicht besonders geschmackvoll möbliert. In einer Ecke stand das Bett, natürlich leer, aber auch - wie man auf den ersten Blick sehen konnte - vollkommen unberührt.

»Timms, brachten Sie Ihren Herrn denn vergangene Nacht nicht zu Bett?«

»Nein, Sir. Mr. Mandle war darin sehr eigen. Er zog sich stets allein aus; nur beim Ankleiden durfte ich ihm helfen.«

»Und wo verließen Sie ihn gestern Abend?«

Timms deutete auf eine Stelle am Fußende des Bettes, wo die Decke etwas zerdrückt war.

»Dort saß er, als ich aus dem Zimmer ging.«

Die Decke war zurückgeschlagen. Der sauber zusammengefaltete Pyjama lag auf dem Kissen.

»Wohin führt diese Tür?«

»Zu einer Treppe, die Mr. Mandle einbauen ließ, um eine direkte Verbindung zu seinem Arbeitszimmer im Erdschoß zu haben; er benutzte sie aber selten.«

Soc drückte die Klinke herunter - die Tür öffnete sich. Er trat auf einen engen, dunklen Treppenabsatz und bemerkte, als er sich nach dem Lichtschalter umsah, auf einer Kommode eine große, elektrische Handlampe, die sicher einen starken Schein gab. Durch die gleichfalls unverschlossene untere Tür gelangten sie in das Arbeitszimmer. Neben dem Schreibtisch stand John Mandles Rollstuhl. Soc ging zu der in den Garten führenden Tür - auch diese war weder verrie-

gelt noch verschlossen.

»Sonderbar!« grübelte er. »Sehr sonderbar! Die Tür kann durch diesen Schalter hier am Schreibtisch automatisch geöffnet und versperrt werden ... Kaum anzunehmen, daß er zu Bett ging, ohne die Tür irgendwie zu sichern!«

Er machte noch eine andere Beobachtung. Oben im Schlafzimmer fand er neben dem Bett einen zweiten elektrischen Hebel, der genau wie der Schalter im Arbeitszimmer auf »Offen« zeigte.

»Was wünschen Sie?« wandte Soc sich an das verschreckte Hausmädchen, das auf ihn zugeeilt kam.

»Ich kann von Miss Templeton keine Antwort bekommen, obwohl ich wiederholt angeklopft habe. Die Tür ist verschlossen.«

Socrates Smith lief schon den langen Korridor entlang.

»Dies hier ist ihr Schlafzimmer, Sir.«

Er bückte sich und sah durch das Schlüsselloch.

»Der Schlüssel ist herausgezogen.« Soc klopfte von neuem. »Miss Templeton . . .!«

Keine Antwort!

Jetzt stemmte er die Schulter gegen die Türfüllung. Ein Krachen, und die Tür gab nach.

Socrates Smith blickte in ein leeres Zimmer, sah auch hier ein unberührtes Bett . . .

»Timms, wo verwahrt Mr. Mandle seine Wertsachen?«

»Im Safe, Sir.«

»Führen Sie mich hin.«

In einem schmalen Hinterzimmer, in das sich John Mandle, wenn ihn seine düstere Stimmung überkam, manchmal tagelang zurückzog, befand sich der feuerfeste Geldschrank. Bei seinem Anblick erübrigte sich die Frage, was sich ereignet hatte: der Safe stand sperrangelweit offen und enthielt nichts, was man als Wertsache hatte bezeichnen kön-

nen.

»Timms, hat außer Mr. Mandle noch jemand einen Schlüssel zum Safe?« fragte Socrates, als die erste Überraschung vorbei war.

»Jawohl, Sir, Miss Molly hat einen. Ich glaube aber nicht, daß der Safe größere Werte enthalten hat. Miss Molly verwahrte ihre Haushaltsbücher und das Wirtschaftsgeld darin.«

»Weiter nichts?«

Der Kammerdiener zögerte.

»Vielleicht auch noch einige Schmucksachen. Mir hatte einmal eines der Hausmädchen erzählt, daß Miss Molly ein Kästchen aufgemacht und deshalb großen Ärger mit dem Herrn bekommen hat. Mr. Mandle hatte niemals größere Summen im Haus; er schickte mich einmal in jeder Woche, meistens am Freitag, zur Bank nach Goldaming, um Bargeld zu holen.«

Zehn Minuten lang schritt Socrates gemessen, mit verschränkten Armen, auf dem Rasen hin und her, während Lexington völlig betäubt durch diese neue Wendung der Dinge, ihn so angestrengt beobachtete, daß er darüber vergaß, die Pfeife in seiner Hand anzuzünden.

»Was nun, Soc?« fragte er nach einer Weile.

»Frühstücken, mein Junge. Mein nüchterner Magen kann weitere Geheimnisse nicht mehr vertragen.« im Gegensatz zu Lexington, der nur ab und zu einen Bissen in den Mund steckte, langte der Ältere ordentlich zu. »Der Gedanke an das Mädchen macht dir den Kopf schwer, wie?« forschte er, seinen Kaffee schlürfend, und betrachtete über den Tassenrand hinweg seinen Bruder. »Laß die Sentimentalitäten besser beiseite, Kleiner.«

»Sie ist nicht in die Sache verwickelt, Soc. Kannst du dir vorstellen, daß ein Mädchen mit dem Gesicht.,.«

»Oh, ich habe seinerzeit ganz ungewöhnlich reizende Verbrecherinnen gekannt!«

»Molly ist keine Verbrecherin!«

»Da ich das ja auch gar nicht behauptet habe, darfst du diese mörderischen Blicke ruhig unterlassen und dich daran erinnern, daß mir jede Gewalttätigkeit außerordentlich verhaßt ist. Du siehst aus, als ob du mich gleich verprügeln wolltest!«

»Soc, alter Junge, es ist doch absolut unmöglich! Sie hätte doch niemals den schweren Mann forttragen können! Ein absurder Gedanke!«

»Was das betrifft, so frage ich mich, wie das überhaupt jemand hätte fertigbringen können, wenn Mandle sich gewehrt hat. . . Jedenfalls ist aber das rätselhafte Signalisieren jetzt eindeutig aufgeklärt!«

»Aufgeklärt?«

»Natürlich. Es war Jetheroes Botschaft an Miss Molly. Daß er sie seit mehreren Tagen nicht gesehen haben will, ist gelogen. Ich bin im Gegenteil fest davon überzeugt, daß sie erst gestern zusammen waren, denn die beiden aufgefundenen Schuhe sind dieselben, die sie bei unserer Ankunft getragen hat.«

»Bist du sicher?« Lexingtons Frage klang etwas ungläubig.

»Absolut sicher. Ich erinnere mich besonders an die originellen Schnallen. Ohne Zweifel war sie in der letzten Nacht in Jetheroes Haus. Ich maße mir nicht an, den Grund ihres Besuches zu kennen; aber jedenfalls ist sie seiner Botschaft gefolgt.«

In Lexingtons Augen trat ein erleichtertes Lächeln.

»Soc, du bist doch eine Eule! Wie konnte Molly das Licht-

signal sehen, wenn ihr Schlafzimmer auf der anderen Seite des Hauses liegt?«

Das war ein Schlag für Socs Theorie.

»Da hast du recht«, gab er zu. »Aber wissen wir denn, ob sie sich zu dieser Zeit in ihrem Schlafzimmer aufgehalten hat? Vielleicht hat sie im Garten auf das Zeichen gewartet!«

»Von dort hätte sie den Lichtschein nicht bemerken können. Du kannst die Weiße Villa nur vom äußersten Ende des Rasens oder von den Fenstern der oberen Stockwerke aus erblicken.«

»Das wirft meine Annahme allerdings um«, gestand der Ältere. »Lex, ich glaube doch, daß etwas von einem Kriminalisten in dir steckt, wenn du auch eben nur eine sehr einfache Tatsache festgestellt hast! Aber wem, zum Donnerwetter, hat dann Jetheroes Botschaft gegolten?«

»Vielleicht Mandle?«

»Wohl kaum . . . Ah, da kommt unser Inspektor, dem wir nun Miss Templetons Abwesenheit erklären müssen.«

Sein Bruder runzelte die Stirn.

»Können wir ihm denn nicht sagen, daß sie gestern Abend nach London gefahren ist?«

»Und wenn Miss Templeton ebenfalls einem Anschlag zum Opfer fiel?«

»Großer Gott!« Lexington wurde blaß. »Ist das dein Ernst?«

»Die Möglichkeit dürfen wir jedenfalls nicht von der Hand weisen, und daher rate ich, ihm nichts zu verheimlichen.«

Siebenundzwanzig Jahre Dienst hatten Inspektor Mallet gegen Überraschungen abgestumpft, und er hörte den Bericht von Mollys Verschwinden ruhig bis zu Ende an.

»Unglaublich...! Ich habe bereits die Polizei in Hindhead und Haslemere telefonisch informieren lassen, so daß uns für das Absuchen des Geländes alle nur irgend abkömmli-

chen Beamten zur Verfügung stehen. Der von Ihnen gefundene Schuh gehört also . . .«

»Miss Templeton - Mr. Mandles Stieftochter!«

Offensichtlich verübelte der Inspektor das kleine Täuschungsmanöver nicht, denn ohne ein Wort darüber zu verlieren, brach er auf, um Mr. Jetheroe zu verhören.

»Jetzt erst den Fingerabdruck«, sagte Socrates und schrieb eiligst einen Brief an Scotland Yard, dem er das Blatt aus seinem Notizbuch beilegte. »Natürlich kann die Nachforschung fruchtlos verlaufen, aber das müssen wir in Kauf nehmen.«

»Also, meinst du, daß Jetheroe der Polizei bekannt sein könnte?«

»Möglich ist es schon!«

Socrates warf einen Blick auf die Uhr, die zu seiner Überraschung noch nicht ganz neun zeigte. Wieviel war doch in der kurzen Zeitspanne von zweieinhalb Stunden geschehen...!

Sie hatten nicht lange zu warten, bis das kleine Wägelchen des Inspektors wieder in die Einfahrt ratterte.

»Jetheroe weiß nichts, Mr. Smith«, berichtete Mallet. »Seine Aussage ist nur insofern wichtig, als sie den Zeitpunkt des Verbrechens ziemlich genau festlegt.«

»Sie meinen den Schuß, den er gehört hat?«

Der Inspektor nickte. »Jetzt möchte ich zu Mr. Stein fahren. Wollen Sie mich begleiten?«

»Ist denn genügend Platz für uns alle?« fragte Socrates, worauf Mallet, der nicht wenig stolz auf sein winziges Fahrzeug war, prahlerisch erzählte, wie er vor einigen Monaten, anlässlich eines Einbruchs in der Nachbarschaft, glatt sieben Beamte in ihm untergebracht habe.

»Bob Stein, der sein ganzes Leben lang mit Mandle befreundet war, wird außer sich sein und wie ein Bluthund die

Spur aufnehmen«, ergriff Smith senior unterwegs das Wort.

»Merkwürdig, daß Mr. Stein so religiös geworden ist!«

»Hat es ihn arg gepackt?«

»Ja, man kennt sich niemals richtig mit ihm aus!« versetzte der Inspektor, während er geschickt um einen im Wege Hegenden großen Feldstein herumsteuerte. »Er befaßt sich mit allerlei Sachen und läßt sie dann plötzlich wieder fallen. Wahrscheinlich Langeweile - Sie wissen wohl, daß er Jungeselle ist.«

Socrates erinnerte sich an John Mandles hämische Bemerkung über die Sensationsgelüste seines Freundes. Aber er sagte nichts, sondern ließ Mallet weiterplaudern.

»Stein wird demnächst in einer Erweckungsversammlung reden; sein Name ist auf allen Plakaten fett gedruckt, mit denen ganz Goldaming überschwemmt wurde. Eigentlich ist er ein viel zu fröhlicher Mensch, um sich mit Religion abzugeben.«

»Man kann fröhlich und doch fromm sein«, erklärte Socrates.

Der Wagen flitzte durch eine lange Fichtenallee, an deren Ende der »Prinzenhof« auftauchte, ein weit anspruchsvolleres Gebäude als John Mandles bescheidenes Landhaus.

»Er ist Jungeselle«, wiederholte der Inspektor und beabsichtigte mit dieser Formel offenbar nicht allein die Eigentümlichkeiten der Hagestolze seiner Bekanntschaft, sondern auch ihren Reichtum zu erklären.

»Ich bin neugierig, ob er zu den Frühaufstehern gehört«, meinte Soc, als er auf den Klingelknopf drückte.

Doch Mr. Bob Stein erhob sich ebenso spät wie seine Freunde in der Nachbarvilla, denn der würdevolle Diener bekundete, daß sein Herr noch nicht nach dem Rasierwasser geklingelt habe.

»Zeigen Sie mir den Weg zu seinem Schlafzimmer; mich

führt eine dringende Angelegenheit hierher.«

Der Diener zögerte unschlüssig.

»Mr. Stein ist sehr ungehalten, wenn er gestört wird. Aber ich darf wohl annehmen, daß Sie mit ihm befreundet sind ... Ah, guten Morgen, Mr. Mallet«, begrüßte er den Inspektor, den er erst jetzt erblickte. »Sie wissen ja auch, wie Mr. Stein es haßt, wenn ein Fremder sein Haus betritt.«

»All right, Jackson. Mr. Smith ist seit Jahren mit Ihrem Herrn befreundet.«

Also auch Stein verbringt sein Leben in steter Furcht! grübelte Socrates, als der Diener sie die breite Treppe hinauf in das erste Stockwerk führte und an der letzten Tür des geräumigen Korridors anklopfte.

Da keine Antwort erfolgte, wiederholte er sein Klopfen und drückte dann die Klinke herunter. Aber die Tür gab nicht nach.

»Gibt es noch einen anderen Zugang in dieses Zimmer?« erkundigte sich Socrates.

Der Diener wies auf eine kleine Tür zur Rechten.

»Hier, durch das Bad.«

Diese Tür war nicht abgeschlossen und ebensowenig die Verbindungstür zum Schlafzimmer. Voll böser Ahnungen trat Socrates über die Schwelle: da lag Bob Stein auf seinem Bett, ein festverknötetes Tuch über dem Mund, an Händen und Füßen gefesselt und in seiner Hilflosigkeit wild um sich blickend.

8

Eine Minute später hatten sie Stein von seinen Fesseln befreit und ihn aufgerichtet. Mit purpurrotem Gesicht und geschwollenen Gelenken saß er wie betäubt auf seinem Bett und versuchte, die steifen, halb abgestorbenen Arme zu bewegen.

»Reden Sie schon, was ist passiert, Bob?« drängte Socrates.

»Was passiert ist . . .? Ein paar Kerle sind vergangene Nacht in mein Schlafzimmer eingebrochen und haben mich gefesselt. Ich habe wie der Teufel gekämpft, konnte aber gegen die Übermacht nichts ausrichten.«

»Wie viele waren es?«

»Es müssen drei oder vier gewesen sein. Ganz sicher bin ich aber nicht, denn alles spielte sich im Finstern ab. Was dann geschah, nachdem sie mich überwältigt hatten, weiß ich nicht. Ich glaube, daß sie sich über ihre weiteren Maßnahmen beraten haben und dabei durch irgend etwas gestört worden sind, weil sie plötzlich verschwanden.«

»Haben Sie einen erkannt?«

»Nein, Ich sagte ja, daß es dunkel war.«

»Und wann geschah es?«

Stöhnend rieb Stein seine geschwollenen Gelenke.

»Zur Hölle mit den Kerlen! Hätte ich doch nur nach meinem Schießisen greifen können . . . Wann? Es muß so um Mitternacht herum gewesen sein; vielleicht war es auch etwas später - ich hatte fest geschlafen.«

Es dauerte eine ganze Weile, bis Stein sich einigermaßen erholt hatte, und erst als er, flüchtig angekleidet, unten im komfortablen Eßzimmer saß, erzählte Socrates von John Mandles furchtbarem Geschick. Wortlos hörte Stein zu und

verborg dann das Gesicht in den Händen.

»Entsetzlich!« murmelte schließlich. »Grauenhaft!«

»Wissen Sie, ob John Feinde hatte?«

»Die hatten wir beide - und beide wurden wir mit Drohungen verfolgt.«

»Brieflich?«

Stein nickte.

»Sie wissen selbst, Socrates, daß das nichts Besonderes ist. Ich habe erst vor einer Woche eine Postkarte bekommen, die mir Unannehmlichkeiten ankündigte. Ich habe sie leider nicht aufbewahrt. Und ich habe das Gefühl, daß John zur selben Zeit ähnliche Schmierereien bekommen hat. Gesagt hat er zwar nichts darüber, der alte Geheimniskrämer. Aber die ganze Art seines Gebarens brachte mich auf diese Vermutung.«

Als der Inspektor sich etwas später wieder seinem Wägelchen anvertraut hatte, hielt Socrates mit seiner Meinung nicht mehr hinter dem Berg. »Warum wollen Sie aus der Geschichte so ein Geheimnis machen, Bob? Nicht nur John, sondern auch Sie hatten vor irgend etwas eine tödliche Angst.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Aus den Vorsichtsmaßnahmen, die Sie beide getroffen haben. John Mandle hat sein Haus mit Fallen und Alarmvorrichtungen umgeben. Und auch Ihre Fenster haben unauffällige Alarmanlagen, die Sie bei einem gewöhnlichen Einbruch geweckt haben müßten.«

Bob Steins Gesicht verzog sich zu einem schuldbewußten Lächeln.

»Sie sind noch immer derselbe alte Socrates! Also das ist Ihnen nicht entgangen? Ja, ich habe versucht, mich einigermaßen zu schützen.«

»Gegen wen?«

»Gegen den großen Unbekannten.« Sein ironischer Tonfall verriet Socrates, daß Stein keine Lust hatte, mehr darüber zu sagen.

»Ist Ihnen eigentlich klar, daß Ihr großer Unbekannter unseren Freund John Mandle ermordet hat?« fragte Smith barsch.

Stein schwieg ein paar Minuten, um dann leise zu antworten: »Ich will den Täter auf meine eigene Art finden.«

»Soll das heißen, daß Sie auf meine Hilfe verzichten?«

»Das will ich damit nicht gesagt haben, nur will ich meine eigene Methode anwenden.«

»Kennen Sie Jetheroe?«

»Jetheroe?« Bob Stein blickte lebhaft auf. »Den Besitzer der Weißen Villa . . .? Ich weiß nur, daß er mit Molly Templeton befreundet ist - vermutlich, weil sich beide für Botanik interessieren. Jedenfalls dürfte das junge Mädchen bei ihm mehr Sympathie und Freundlichkeit gefunden haben, als bei John, der Molly immer brutal behandelt hat.«

»Sie haben Molly sehr gern, nicht wahr?«

Bob Stein warf ihm einen Blick zu.

»Allerdings. Obwohl es für einen Mann von vierundfünfzig vielleicht lächerlich ist, sich für ein Mädchen von zweiundzwanzig zu interessieren.«

»Und billigen Sie ihre Freundschaft mit Jetheroe?«

»Warum nicht? Haben Sie etwas gegen ihn?«

»Nichts. Ausgenommen nur, daß Molly vergangene Nacht in seinem Haus war und seitdem verschwunden ist.«

»Verschwunden?« Stein sprang auf. »Das kann nicht sein!«

Socrates berichtete ihm von seiner Suche nach Molly, dem offenen Safe, dem Auffinden ihrer Schuhe und als letztes von der verummten Gestalt, die sich über den Rasen geschlichen hatte.

»Der Safe ist bedeutungslos - Sie nehmen doch wohl nicht an, daß Molly ihren Stiefvater beraubt hat?« stieß Stein mit rauher Stimme hervor.

»Soviel ich weiß, lagen im Safe einige Schmucksachen ihrer Mutter, von denen sie sich wahrscheinlich nicht trennen mochte. Oft genug hat sie Mandle gesagt, daß sie eines Tages sein Haus verlassen werde! Was ist natürlicher, als daß sie zuerst Ihren Freund Jetheroe aufgesucht hat? Wollte der Himmel, sie wäre . . .« Er stockte.

»Zu Ihnen gekommen«, vollendete Socrates den Satz.

»Ja, das wollte ich sagen.«

»Ich möchte mich nun noch einmal in Ihrem Schlafzimmer umsehen«, lenkte Smith ab. »Ich kann einfach nicht verstehen, warum die Bande, die John Mandle umgebracht hat, sich damit begnügte, Sie nur zu fesseln.«

»Wahrscheinlich hätte mir dasselbe geblüht, wenn die Burschen nicht gestört worden wären. Immerhin auch so schon ein unheimliches Erlebnis . . .! Gehen Sie hinauf und sehen Sie zu, ob Sie etwas entdecken.«

Socrates hatte seine äußerst gründliche Durchsuchung fast beendet, als Stein sich zu ihm gesellte. »Nun, etwas gefunden?«

»Nein.«

»Und wenn Sie etwas entdeckt hätten, würden Sie es auch nicht verraten«, vermutete Bob schmunzelnd und traf mit dieser Annahme genau ins Schwarze.

Denn Soc verschwieg das winzige Fädchen Werg, das auf dem Kopfkissen gelegen hatte, und das jetzt, sorgfältig in Papier gewickelt, in seiner Tasche steckte.

Eine Stunde später saß Socrates im Arbeitszimmer des Ermordeten vor seinem kleinen, aber starken Mikroskop.

»Was untersuchst du da so eifrig?« forschte Lexington.

Als Antwort nahm sein Bruder das Präparat heraus und

hielt es ihm hin: ein Haar oder so etwas Ähnliches zwischen zwei kleinen Glasscheiben.

»Ein Fusselchen!« Lexingtons Enttäuschung war deutlich zu hören. »Weiter nichts?«

»Weiter nichts. Ich habe es auf Steins Kopfkissen entdeckt.«

»Von einem Einbrecher zurückgelassen?«

»Von dem Mann zurückgelassen, der Stein so hübsch verschnürt hat. Lex, bist du dir klar darüber, daß dies einer der interessantesten Fälle ist, denen ich je gegenüber gestanden habe? Ich habe den Chef von Scotland Yard bereits telegrafisch gebeten, mir die Leitung der Untersuchung hier zu übertragen. Vermutlich wird aber im Lauf des Tages ein Bürschlein aus der neuen Schule anschwirren!«

Hierin sollte Soc jedoch nicht recht behalten; beinahe umgehend erhielt er die Ermächtigung aus London, den Fall weiter zu bearbeiten. »Merk dir übrigens« - sie aßen in einem Gasthaus in Hindhead zu Mittag, als Socrates das betreffende Telegramm ausgehändigt wurde -, »daß Stein von diesem Fusselchen, wie du es nennst, nichts weiß und auch nichts wissen soll, da er ihm dieselbe Bedeutung zuschreiben würde wie ich. Und das würde ihn vielleicht nervös machen.«

»Gehört er zu den Männern, die in der Gefahr ihre Nerven verlieren?«

»Das kann man nie vorher sagen«, wick sein Bruder aus.

Die Polizei hatte inzwischen den Ermordeten in die Leichenhalle von Haslemere geschafft, und die ganze Gegend wimmelte von Neugierigen, die geschäftig jede etwa vom Täter hinterlassene Spur vernichteten. Auch ein kleiner Schwarm von Reportern war angerückt, und um diesen zu entgehen, nahm Socrates das Mittagessen außer Haus ein.

Mit heimlichem Vergnügen beobachtete er seinen jünge-

ren Bruder, der zerstreut und trübsinnig die Bissen hinunterwürgte.

»Lex, dir wird niemals wieder ein derartig interessanter Fall unter die Nase kommen. Reizt er dich gar nicht?«

»Ich denke an etwas anderes.«

»Beruhige dich - sie ist höchstwahrscheinlich in Sicherheit, und wenn mich nicht alles täuscht, in London. Ich will dir auch etwas versprechen, etwas, was deinen Augen den Glanz und deinem Herzen die Hoffnung wiedergeben wird.«

Lexington blickte ihn beschwörend an.

»Mach dich nicht über mich lustig, Soc - dies rätselhafte Verschwinden bedrückt mich sehr. Was willst du mir denn versprechen?«

»Daß du Molly Templeton heute abend sehen kannst«, lautete die überraschende Antwort

»Du weißt, wo sie ist?« stieß Lexington hervor. »Willst du sie etwa verhaften?«

»Es ist weder ein Verbrechen, dem Stiefvater davonzulaufen, noch ist es strafbar, den Schuh im Morast zu verlieren. Soviel ich weiß, hat bisher niemand Miss Templeton der Ermordung ihres Stiefvaters beschuldigt. Und wenn es jemand gewagt haben sollte ...«

»So hätte ich ihm seinen verfluchten Hals umgedreht!« unterbrach ihn Lexington wild.

»Soweit wäre ich ja nun nicht gegangen.« Socrates schüttelte sich innerlich vor Lachen. »Dagegen würde mich so ein Verdacht außerordentlich amüsiert haben.«

»Soc, du bist ein wahrer Teufel! Zum erstenmal bin ich dabei, wie du einen derartigen Fall untersuchst, und er scheint dir großen Spaß zu machen.«

»Weil ich noch ein junges Herz habe, mein Lieber! Anscheinend bin ich der jüngere von uns beiden, und wenn ich

ans Heiraten dächte . . . Das Mädel besitzt Charakter, ist ungewöhnlich reizend - das hübscheste Gesicht, das ich seit Jahren sah.«

Lexington schoß das Blut in die Wangen.

»Mach dich nicht lächerlich!« Sein Ton war ein wenig steif. »Ich kenne Miss Templeton erst vierundzwanzig Stunden. Gewiß ist sie eine charmante junge Dame . . .«

»Ich weiß, ich weiß«, wehrte sein Bruder ab. »Aber wenn ihre Schönheit und ihr Charme bei einem älteren Herrn wie mir einen solchen Eindruck hinterlassen haben, wie muß da erst die Wirkung auf einen Fünfundzwanzigjährigen sein!« Seine Hand legte sich liebevoll auf des anderen Schulter. »Nimm meinen Segen, Junge!«

Und Bob Stein, der sie draußen erwartete, wunderte sich, wie man an einem so freudlosen Tag so herzlich lachen konnte.

»Ich war bei den Drei Eichen«, berichtete er, als die Brüder das Gasthaus verließen, »und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß sie Mandle ebenso wie mich geknebelt und gefesselt haben und ihn dann aus seinem Haus forttrugen.«

»Aber warum legten sie ihn auf den Ast?« fragte Socrates. Stein zuckte die Achseln.

»Ich habe alle mir bekannten Verbrecher, die eine Neigung zum Absonderlichen haben, in meinem Geist Revue passieren lassen, kann aber keinen Anhaltspunkt finden.«

»Glauben Sie, daß er erschossen wurde, bevor man ihn auf den Ast gehoben hat?«

»Zweifellos«, entgegnete Stein, ohne zu zögern.

»Dann gehen unsere Meinungen auseinander.«

»Oh . . .« Mehr vermochte Stein nicht herauszubringen.

»Die Kugel, die Mandle getötet hat«, begann Socrates seine Erklärung, »wurde von unten nach oben abgefeuert. Wenn Sie auf den Baum kletterten, würden Sie bemerken,

daß das Geschoß verschiedene kleine Zweige weggerissen hat.«

Lexington war über diese Feststellung nicht minder betroffen als Stein, und minutenlang fiel kein Wort.

»Nebenbei bemerkt, Bob«, sagte Soc, als sie die Straße entlangschritten, »hat der Chef mir den Fall übertragen.«

»Sieh da! Gewöhnlich ziehen sie keinen Outsider heran.«

»Ein Outsider bin ich ja auch nicht!« kam es ärgerlich zurück.

Aber Bob Stein schien sich der Taktlosigkeit, die er begangen hatte, nicht bewußt zu werden. Von dem Mord kam er jetzt auf Molly Templeton zu sprechen.

»Wenn Sie doch nur nicht gerade in diesem Moment fortgelaufen wäre! Irgendein Verdacht wird sich sicher gegen sie richten, und sobald die verflixten Reporter Wind bekommen, gibt es Artikel über Artikel! Ich sehe schon in den Zeitungen die fetten Überschriften: »Die Tochter des Ermordeten spurlos verschwunden.« Und sprunghaft das Thema wechselnd, berichtete Stein mit einem Lächeln: »Ich habe Jetheroe gesprochen.«

»Aus Ihrer Heiterkeit entnehme ich, daß Sie nicht sehr gnädig aufgenommen worden sind.«

»Stimmt! Inspektor Mallet muß ihn mit seiner Ausfragerei sehr belästigt haben. Natürlich war Miss Templeton vergangene Nacht bei ihm, aber er wollte es nicht eingestehen. Ein sonderbarer Heiliger! Ich wollte, ich hätte ihn schon früher gekannt.«

»Haben Sie ihn denn vorher niemals gesprochen?«

»Nein«, erwiderte Stein kopfschüttelnd, »er ist mir vollkommen fremd. Dennoch ist da irgendein Zug um seine Augen, der mich an jemand erinnert; ich vergesse niemals die Augen eines Menschen. Aber sosehr ich auch nachdenke und mir den Kopf zerbreche, ich komme auf keine

Spur.«

Am Kreuzweg angelangt, verabschiedete Stein sich.

»Ich glaube, daß das junge Mädchen ihn mehr beschäftigt als das traurige Ende seines Freundes John«, meinte Socrates, als er mit Lexington dem Haus des Ermordeten zuschritt. Verblüfft sah er, daß sich die Augenbrauen seines Bruders finster zusammenzogen.

»Es ist unerhört«, brach Lex los, »daß ein solcher Mann sich einbildet, eine Dame wie Miss Templeton heiraten zu können!«

»Unter uns kannst du sie ruhig Molly nennen«, beschwichtigte ihn Socrates.

»Begreifst du denn nicht diese Geschmacklosigkeit, Soc? So ein alter Mann . . .«

»Zum Heiraten ist niemand zu alt! Und vielleicht darf ich dir die unglückselige Tatsache ins Gedächtnis rufen, daß ich zwei Jahre älter bin als Stein!«

»Ja, du! Das ist doch etwas ganz anderes! Du bleibst immer jung, Soc. Dagegen dieser Bursche! Findest du seine Idee nicht auch ungeheuerlich?«

Sein Bruder lachte in sich hinein.

»Nicht so sehr wie du. im übrigen scheint ihr an dieser Heirat nichts zu liegen, wie?«

»Woher soll ich das wissen?« versuchte Lex auszuweichen. Als Socrates aber schwieg, machte er das Eingeständnis: »Nun ja, wir haben uns über dies und das unterhalten ... Und dabei deutete sie auch an, daß sie von Steins Plänen nichts hält.«

»Lex«, sagte Soc ernsthaft, während sie die Stufen zum Haus emporstiegen, »verscheuche die Idee aus deinem Kopf, daß Bobs Werbung für Molly eine sträfliche Beleidigung bedeutet! Und wenn du je ernsthaft daran denkst, meinen Beruf zu ergreifen, so gewöhne dir an, dich von Vorur-

teilen freizuhalten.«

Im Haus fanden sie ein halbes Dutzend neuigkeitshungriger Reporter, denen Socrates die wesentlichsten Tatsachen berichtete - gewisse bedeutsame Details übergang er allerdings. Aber das ist eine Gewohnheit, in die jeder Kriminalist leicht verfällt.

»Warum hast du ihnen nichts über Jetheroe mitgeteilt?« fragte Lex, nachdem sich die Journalisten, nur halb zufriedengestellt, entfernt hatten.

»Das wäre nicht klug gewesen. Jetheroe ist für mich ein Fall, den ich allein bearbeiten will, und außerdem hätte jede Andeutung hinsichtlich Jetheroes auch Fragen nach Molly Templeton hervorgerufen. Und gerade das wollte ich unbedingt vermeiden . . . Übrigens sagten die Presseleute, daß die ersten Abendausgaben der Londoner Zeitung schon Berichte über den Mord bringen - das paßt mir ausgezeichnet.«

»Und warum?«

»Frag mich das heute abend noch einmal.«

Den Nachmittag verbrachte Socrates damit, sämtliche Papiere Mandles, soweit er ihrer habhaft werden konnte, sorgfältig durchzusehen. In dieser Arbeit wurde er um vier Uhr durch seinen Bruder unterbrochen, der ihm ein Telegramm übergab.

Soc riß es auf, las bedächtig die Nachricht, die zwei Seiten umfaßte, und nickte zustimmend.

»Ich dachte es mir ja. Hör zu, Lex, was mir die Registerabteilung von Scotland Yard meldet:

Betrifft Ihre Anfrage. Der beigelegte Fingerabdruck ist von Theodore Kenneth Ward, der in Old Bailey wegen Fälschung und Betrug zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Festnahme erfolgte durch Inspektor Mandle und

Sergeant Stein. Teilweiser Straferlaß. Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus sofortige Wiederfestnahme durch Mandle aufgrund einer weiteren Anklage wegen Betruges. Nochmals drei Jahre Zuchthausstrafe verbüßt.

»Also das ist unser Jetheroe«, knirschte Socrates mit grimmiger Befriedigung.

9

Die Sonne war hinter Devil's Punch gesunken, und blaue Schatten füllten das Tal, als Stein wieder in John Mandles Landhaus erschien und sich verstört und müde in einen Sessel fallen ließ.

»Keine Spur von Molly. Weder in Haslemere noch in Goldaming ist sie gesehen worden. Keiner der Eisenbahnbeamten kann sich erinnern, daß er sie abfahren sah, obwohl man sie an beiden Bahnhöfen genau kennt.«

»Ich habe auch nie vermutet, daß sie einen Zug benutzte«, erwiderte Soc. »Sie fuhr etwa um fünf Uhr früh auf einem Fahrrad fort.«

Bob Stein starrte ihn verblüfft an.

»Wie kommen Sie denn darauf? Sie besaß ja überhaupt kein Rad! John Mandle hätte ihr niemals das Geld dafür gegeben.«

»Vielleicht hat sie es von jemand anders geschenkt bekommen. Jedenfalls konnte sie radfahren. Ich habe mir die Freiheit genommen, heute nachmittag ihre Kommode zu durchsuchen, und fand darin eine unbrauchbare Luftpumpe, die sie wahrscheinlich reparieren wollte. Und das Fahrrad? Sie wird es vermutlich woanders untergestellt haben.«

»Und wo?« fragte Stein kurz.

»Bei ihrem Freund Jetheroe, der es ihr vielleicht auch geschenkt hat. Ich überprüfte heute morgen den Weg bei der Weißen Villa nach frischen Fahrradspuren, aber leider liefen zu viele durcheinander. Übrigens«, Soc lächelte, »ist ihr Radfahren gar kein Geheimnis. Auch Inspektor Mallet hat sie häufig fahren sehen. Ich nehme an, daß die einzigen Personen, die davon keine Ahnung hatten, ihr Stiefvater und Sie gewesen sind.«

Stein ließ den Kopf hängen und starrte auf den Teppich.

»Offenbar hat sie Jetheroe sehr viel Vertrauen entgegengebracht«, murzte er schließlich.

»Sagen Sie, Bob, wissen Sie noch immer nicht, an wen Jetheroe Sie erinnert?«

Stein blickte auf.

»Können Sie sich noch an einen gewissen Ward erinnern? Theodore Kenneth Ward . . .?«

»Mein Gott!« rief der andere und sprang auf. »Jetzt steht er mir wieder vor Augen. Natürlich, es ist Ward, der Mann, den Mandle so abgrundtief gehaßt hat ... Er hat unbarmherzig das Beweismaterial gegen ihn zusammengetragen, ganz besonders auch beim zweiten Fall. John war zwar damals schon aus dem Dienst des Yard ausgeschieden, aber er war so wild darauf, Ward zur Strecke zu bringen, daß er die Ermittlungen sogar aus eigener Tasche bezahlt hat. Als Ward dann nur zu drei Jahren verurteilt wurde, war Mandle vor Wut außer sich . . . So, so, also Jetheroe ist Ward!« Steins Augen wurden schmal. »Ich möchte wissen, weshalb er sich hier niedergelassen hat!«

»Aus welchem Grund hat Mandle ihn denn so gehaßt?« erkundigte sich Socrates.

»Genau weiß ich es auch nicht. Ich habe immer vermutet und glaube es auch noch heute, daß eine Frau dahinter steckte. Ward war zweifellos ein glänzender Schwindler, der sicher auch noch unter anderen Namen gearbeitet hat. Ich habe mich schon manchmal gefragt, ob Mandle bei seinen Ermittlungen womöglich auf Wards Familie gestoßen ist ... Wie war das doch . . .?« Er überlegte angestrengt. »Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Mandle selbst erzählte mir damals, daß Ward eine sehr hübsche Frau habe und daß diese von den Verbrechen ihres Mannes nicht einmal etwas ahnte. Und drei Jahre später, nachdem Mandle Ward ins

Zuchthaus gebracht hatte, überraschte er uns alle durch seine Heirat mit einer Witwe, die eine Tochter mit in die Ehe brachte. Eine sehr schöne Frau, diese Mrs. Mandle! Sind Sie ihr nie begegnet, Soc?«

Socrates schüttelte den Kopf.

»Und wenn nun Mandle« - unwillkürlich dämpfte Stein seine Stimme - »die Frau von Ward geheiratet hätte...? So unwahrscheinlich ist das gar nicht, denn wenn Wards Frau nichts von dem Doppelleben ihres Mannes gewußt hat, mußte ihr auch sein weiteres Schicksal unbekannt bleiben. Mandle, der ja keine Hemmungen hatte, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte, wird ihr vermutlich eingeredet haben, daß ihr seit langen Jahren verschollener Ehemann tot sei. Und so wird sie schließlich eingewilligt haben, Mandles Frau zu werden.«

»Aber wieso nannte sie sich Templeton?«

»Das wird einer der vielen Namen gewesen sein, die Ward angenommen hatte.«

»Gesetzt den Fall also, daß Ihre Überlegungen zutreffen«, faßte Socrates zusammen, »so ist Molly Templeton niemand anders als Wards Tochter. Und alles zusammen ergäbe ein starkes und genügendes Motiv für die Ermordung John Mandles...«

Stein, der erregt auf und ab gelaufen war, griff nach seinem Hut.

»Ich muß einen kleinen Spaziergang machen, um mir alles durch den Kopf gehen zu lassen. Sie werden mich unterrichten, sobald Sie etwas über Molly erfahren, nicht wahr?«

Ein düsteres Schweigen lastete im Zimmer, als er gegangen war.

»Soc«, begann Lexington endlich fast zaghaft, »ich sollte dich noch einmal fragen, warum du so zufrieden warst, daß die Londoner Abendzeitungen bereits die Nachricht über

den Mord veröffentlicht hatten.«

In der Halle gab es einige Unruhe, und gleich darauf stürzte Timms strahlend ins Zimmer.

»Miss Templeton ist zurück!«

»Das war der Grund«, sagte Socrates. Aber sein Bruder war schon draußen und stand vor dem blassen jungen Mädchen.

10

»Ist es wahr, wirklich wahr? Ist . . .« Sie stockte vor dem Wort Vater.

Socrates nickte ernst.

»Leider ist es wahr, Miss Templeton.«

»Auch die Geschichte mit . . . mit dem Baum?«

Wiederum nickte er.

»Entsetzlich . . .! Ich kann es nicht fassen!«

Sie reichte Stein, der in diesem Augenblick wieder hereinkam, die Hand, die dieser, wie Lexington eifersüchtig feststellte, nicht losließ.

»Ich vermute, daß Sie den Bericht in einer Zeitung gelesen haben und sich daraufhin zur Rückkehr entschlossen?« fragte Socrates.

»Ich bin durch einen reinen Zufall darauf gestoßen, Mr. Smith. Nur ein einziges der frühen Abendblätter brachte die Nachricht, und gerade dieses geriet mir in die Hände.«

Socrates schob seinen Arm unter den ihren und geleitete sie ins Wohnzimmer.

»Ich denke, daß Sie uns manches erklären können, Miss Templeton.«

»Wohl nicht viel! Aber ... ich mache mir jetzt Gedanken...«

»Worüber?«

»Warten Sie. Ich erzähle Ihnen wohl besser alles von Anfang an«, entgegnete sie und setzte ihren Hut ab. Es war Lexington - ein störrischer Lexington, wie sein Bruder sah -, der den Hut in Empfang nahm und ihr beim Ablegen des Mantels half.

»Nachdem Sie vergangene Nacht Ihr Zimmer aufgesucht hatten, Mr. Smith«, begann sie, »befahl mir Vater zu blei-

ben, weil er mit mir zu reden habe. Ich nannte ihn zwar Vater, aber ich hatte niemals das Gefühl einer Tochter für ihn, und ich konnte es auch nicht haben, weil er mir gegenüber immer fremd und kalt war und sehr hart mit mir umging. Weiß Gott, ich will nichts Schlechtes über ihn sagen, aber er machte mir manchmal das Leben zur Hölle. Vor etwa zwei Jahren lernte ich dann einen alten Herrn kennen, der hier in der Nachbarschaft seinen Besitz hat und der so gütig zu mir war, daß ich mich bei ihm mehr zu Hause fühlte als hier.«

»Mr. Jetheroe natürlich«, schaltete Socrates ein.

»Ja, Mr. Jetheroe. Er schenkte mir ein Fahrrad - aber das wissen Sie bereits.« Der Schimmer eines Lächelns, der sich in ihre Augen stahl, war eine Anerkennung für Socrates und die Gründlichkeit seiner Nachforschungen. »Natürlich mußte ich mein Radeln vor Mr. Mandle geheimhalten, da es sonst einen furchtbaren Auftritt gegeben hätte. Als er mir gestern abend zu bleiben befahl, gab es wieder eine Szene, diesmal, weil . . . wegen . . .«

Sie wurde purpurrot, und Socrates wußte, daß Lexington der Gegenstand der Auseinandersetzung gewesen war.

». . . wegen etwas, das ihn nichts anging«, vollendete sie endlich ihren Satz »Ich erklärte ihm, daß ich sein Haus verlassen würde, und er antwortete, daß ich sofort gehen könne. Ich habe mich dann umgezogen und bin heimlich aus dem Haus geschlüpft,«

»Ich habe Sie gesehen«, warf Socrates ein.

»Oh, haben Sie aus dem Fenster geschaut?«

»Wir beide, mein Bruder und ich. Aber ich will Sie nicht unterbrechen, bitte, berichten Sie weiter.«

»Der einzige Mensch, zu dem ich vorläufig flüchten konnte, war Mr. Jetheroe. Er hatte mir oft versprochen, daß er mir behilflich sein werde, einen Lebensunterhalt zu finden, falls ich einmal von hier fortgehen wollte.«

»Einen Augenblick«, unterbrach Socrates von neuem.
»Verständigten Sie sich mit ihm durch Signale?«

»Signale?« Sie schaute ihn ganz bestürzt an. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Ich meine, ob Sie Erfahrung haben in der Anwendung des Morse-Codes durch Lichtsignale?«

»Nein, von Telegrafie habe ich keine Ahnung«, lächelte das Mädchen.

»Also haben Sie ihm nie Signale gegeben?«

»Niemals.«

»Und ebensowenig er Ihnen?«

»Nicht, daß ich wüßte. Und wenn, dann wäre es für mich bedeutungslos gewesen, weil ich ja nichts davon verstanden hätte.«

»Gut. Was ereignete sich dann?«

»Ich schlug den nächsten Weg zur Weißen Villa ein, den Pfad durchs Tal. Hunderte von Malen bin ich dort entlanggegangen, ohne je Angst gehabt zu haben. Aber gestern Nacht bin ich das Gefühl nicht losgeworden, daß mich jemand beobachtete.«

»Wieviel Zeit lag zwischen dem Ende Ihrer Unterredung mit Mandle und Ihrem Aufbruch?«

»Etwa eine halbe Stunde.«

»Und Sie glaubten, beobachtet zu werden?«

»Ich könnte darauf schwören, daß ich einen Mann durchs Buschwerk schleichen sah. Als ich dann auch noch Schritte hinter mir hörte, begann ich zu rennen. Dabei bin ich beim Quell vom Weg abgekommen, geriet in den Morast und verlor dabei einen Schuh.«

»Mr. Jetheroe war wohl noch nicht schlafen gegangen?«

»Nein. Er hat mir selbst die Tür aufgemacht und . . .« Sie stockte plötzlich. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das alles erzählen soll. Haben Sie Mr. Jetheroe inzwischen gespro-

chen?«

Socrates bejahte. »Er hat sich die größte Mühe gegeben, Sie zu schützen und nicht zu verraten, wohin Sie gegangen waren.«

»Ich habe die Nacht auf dem Sofa seines Arbeitszimmers verbracht«, nahm Molly ihren Bericht wieder auf. »Um vier Uhr weckte er mich, und um fünf Uhr bin ich auf meinem Fahrrad nach London abgefahren. Er hatte mich gut versorgt mit Geld und Empfehlungen an seine Geschäftsfreunde, die mir helfen sollten, eine Beschäftigung zu finden . . . Sie können sich nicht vorstellen, wie gütig Mr. Jetheroe zu mir war. Er wollte mir sogar eine monatliche Geldzuwendung anweisen, damit ich überhaupt nicht zu arbeiten brauchte, und er war sehr ungehalten, als ich dies nicht annehmen wollte. Das ist alles, Mr. Smith. Jetzt möchte ich hinaufgehen, um mich umzukleiden. Ist ... ist. . .?«

Socrates erriet, was sie wissen wollte.

»Nein, Miss Templeton, er ist nicht mehr da. Man hat ihn nach Haslemere überführt.«

»Nun, was sagen Sie dazu?« fragte Stein, sobald sich die Tür hinter Molly geschlossen hatte.

»Sie hat natürlich die Wahrheit gesagt.«

»Was denken Sie denn sonst?« rief Bob Stein empört, und zum erstenmal empfand Lexington für den Exsergeant etwas wie Sympathie. »Glauben Sie, daß sie überhaupt eine Lüge über ihre Lippen bringen könnte?«

»Jeder Mensch kann lügen, Stein - das ist ein Talent, mit dem die gesamte Menschheit versehen ist... Und das Mädchen glaubt, daß es seinen Stiefvater nach der Szene im Wohnzimmer nicht mehr gesehen hat!« fügte er grübelnd hinzu.

»Das stimmt doch auch«, bemerkte Lexington.

»Sie hat ihn aber wiedergesehen, Lex. Sie hat ihn wieder-gesehen, aber sie wußte nicht, daß er es war. Der Mann, der im Gebüsch lauerte, als sie vorbeikam, war John Mandle!«

Diese Behauptung verschlug seinen Zuhörern die Sprache.

»Es war John Mandle!« wiederholte Soc hartnäckig.

»Sie sind ja verrückt, Soc«, brach Stein endlich los. »Wie konnte es Mandle sein . . . Mandle, der nicht imstande war, auch nur einen Schritt zu gehen.«

»Er war es dennoch«, beharrte Smith.

»Wollen Sie behaupten, daß sich gestern Nacht ein Wunder vollzogen hat?«

Socrates steckte sich gelassen eine schwarze, nicht gerade lieblich duftende Zigarre an.

»Es waren sogar zwei Wunder! Und beide sind sehr leicht zu erklären, nur bin ich im Augenblick nicht vorbereitet, diese Erklärung zu geben, weil . . .«

»Nun?« fragten seine Gefährten einstimmig.

»Weil ich sie noch nicht weiß«, schloß Socrates mit einem breiten Lächeln.

Er vermied Lexingtons Augen, bot den stummen Flüchen, die dieser über sein Haupt ergießen würde, Trotz und lud Stein zum Abendessen ein.

»Danke, ich bleibe gern. Werden Sie sich hier so lange aufhalten, bis der Fall gelöst ist?«

Socrates Smith nickte und ging in den Garten, um ungestört seine Gedanken ordnen zu können. Ein wenig später gesellte sich sein Bruder zu ihm.

»Soc, warum hast du diesen Burschen eingeladen?«

Wohl zum ersten Male in seinem Leben gewährte Lexington in den Augen des Älteren einen kalten, abweisenden Ausdruck.

»Betrachtest du Bob Stein als einen derart begünstigten Rivalen, daß du es nicht wagst, mit ihm zu konkurrieren?

Kommt es dir nicht in den Sinn, daß ich Bob brauche, weil er mir helfen kann? Und glaubst du etwa nicht, daß die Aufklärung des Mordes bei den Drei Eichen für mich und für die Allgemeinheit wichtiger ist als dein ungestörtes Zusammensein mit Molly Templeton?»

Lex ließ den Kopf hängen.

»Es tut mir leid, Soc«, murmelte er und fühlte, wie sich der Arm des Bruders um seine Schultern legte.

»Liebe ist wie eine Krankheit, Lex. Laß mich jetzt allein. Ich muß mit sieben verschiedenen Problemen fertig werden, bevor ich einen weiteren Schritt tun kann.«

Soc kam verspätet zu Tisch, wo er ungeduldig von Miss Templeton erwartet wurde, die eine neue Nachricht für ihn hatte. An der Unterhaltung beteiligte er sich überhaupt nicht, beantwortete Fragen nur kurz und einsilbig und war so ernst, daß Molly erst gegen Ende der Mahlzeit den Mut fand, das Wort an ihn zu richten.

»Haben Sie Mr. Mandles Tagebuch an sich genommen?«

Wie ein Blitz verschwand Socrates' grüblerische Miene.

»Ich wußte gar nicht, daß er ein Tagebuch geführt hat.«

»Auch ich habe erst vorhin davon gehört, und ich bin mir auch nicht klar, ob die Bezeichnung ›Tagebuch‹ zutrifft. Timms, der das Aufräumen des Arbeitszimmers besorgte, hält es jedenfalls dafür. Nach seiner Aussage existieren zwei vollgeschriebene Bücher, die beide Aufzeichnungen über das Leben Mr. Mandles enthalten müssen. Timms fand nämlich einmal eine angefangene Seite im Papierkorb, auf der nur eine einzige Zeile stand; er kann sich genau an den Wortlaut erinnern: ›Um diese Zeit begannen wir zu ahnen, daß Deveroux . . .‹.

»Deveroux?« stieß Socrates hervor. »Das war ja der Mann, der den großen Coup auf die Lyoner Bank ausführte und der Mandle entwischt ist.«

»Mandle und mir«, ergänzte Stein lakonisch. »Aber es bedrückte Mandle mehr als mich . . . Doch zu welchem Zweck mag er seine Lebensgeschichte geschrieben haben? Ein interessantes Leben war es ja tatsächlich, nicht wahr, Soc?«

»Ich habe den Schreibtisch sorgfältig durchsucht«, bemerkte Socrates, »diese Tagebücher habe ich nicht gefunden. Demnach muß es ein Geheimfach geben wie bei den meisten antiken . . .«

Jäh wandte er sich zur Tür.

Sie war nur angelehnt, und sein scharfes Ohr hatte einen leisen Schritt vernommen. Eine Sekunde später stieß er die Tür auf - ein Mann stand draußen, ein weißhaariger Mann.

»Guten Abend, Mr. Jetheroe«, grüßte Socrates höflich.
»Wie sind Sie denn hereingekommen?«

Aber Jetheroe bückte ihn weder an, noch schenkte er seiner Frage die geringste Beachtung. Seine Augen hingen an Molly Templeton, und ein freundliches Lächeln verlieb seinen verwitterten Zügen eine gewisse Weichheit.

»Ich dachte mir, daß Sie zurückkommen würden, Molly. Den ganzen Tag hat mich die Sorge um Sie gequält, und obendrein mußte ich diesen Herren allerlei Flausen erzählen.«

Molly Templeton, die ihm mit ausgestreckten Händen entgegengegangen war, blickte dankbar zu ihm auf.

»Wie gut, daß Sie da sind! Ich habe schon überlegt, wie ich Ihnen mitteilen könnte, daß ich wieder zurückgekehrt bin, denn heute abend« - sie schauderte - »hätte ich mich nicht durchs Tal getraut.«

»Das habe ich mir gedacht. Im übrigen bitte ich um Entschuldigung, daß ich die Mahlzeit störe - und um auf Ihre Frage zurückzukommen, Mr. Smith: die Vordertür stand offen, und ich gelangte also auf dem üblichen Wege ins Haus. Sind Sie jetzt zufrieden?«

Es lag eine gewisse Herausforderung in seinen letzten Worten.

Da Molly, die Hausherrin, anwesend war, hatte Socrates auch wirklich kein Recht, einen Besucher zu fragen, warum und wie er ins Haus gekommen war. Das sah er wohl selbst ein und gab es auch freimütig zu.

»Ich habe mich seit heute morgen daran gewöhnt, hier zu gebieten«, lächelte er gutmütig, »und ich will in dieser Rolle nur noch einen Augenblick fortfahren, um Sie zu bitten, Platz zu nehmen. Sie kennen Mr. Stein wohl schon?«

»Wir sind uns vor etwa sechzehn oder achtzehn Jahren in

London begegnet. Erinnern Sie sich daran, Mr. Stein?»

Bob Stein verbeugte sich leicht, und Socrates gestand sich ein, daß seine Kenntnis von Jetheroes Vergangenheit durch das stumme Eingeständnis des Mannes erheblich an Wert verloren hatte.

»Ich bin gekommen, um Sie zu mir einzuladen, Molly, da es Ihnen sicher davor graut, die Nacht hier zu verbringen.«

»Ja, ich möchte keinesfalls hierbleiben. Aber ich habe mir schon ein Zimmer im Dorfgasthaus bestellt.«

»Das war sehr klug von Ihnen gehandelt«, lobte Stein.

Langsam wanderten Jetheroes Augen von einem zum anderen, und wieder erhellte das warme Lächeln seine Miene, als er aufstand und sagte: »Ich fürchte, ich kam in einem ungeeigneten Moment und habe eine interessante Unterhaltung unterbrochen. Gute Nacht, Molly!«

»Gute Nacht, Mr. Jetheroe.« Ihre beiden Hände griffen zärtlich nach der seinen.

Auch Bob Stein verabschiedete sich. Doch bevor er ging, nahm er Socrates beiseite.

»Ich komme morgen früh wieder und werde Ihnen bei der Suche nach Johns Tagebüchern helfen. Die können möglicherweise manches klären, was uns jetzt so geheimnisvoll vorkommt. Wenn Sie wollten, würde ich Ihnen auch heute Nacht helfen, aber ich glaube, daß Sie das Tageslicht für diese Arbeit vorziehen.«

»Wir werden den Schreibtisch, wenn nötig, in Stücke schlagen.«

»Glauben Sie nicht, daß die Tagebücher auch woanders versteckt sein könnten?«

»Ich glaube eher an ein Geheimfach. Dieses altmodische, ungefüge Möbelstück könnte innen wie eine Honigwabe mit Höhlungen ausgestattet sein.«

»Nun gut, ich bin um neun Uhr hier.« Stein blickte über

die Schulter zu dem Mädchen hin. »Ob Molly schon ins Gasthaus gehen möchte?«

»Wahrscheinlich nicht - jedenfalls werde ich selbst sie hinbringen«, versicherte Socrates heuchlerisch; er wußte ganz genau, daß nur ein einziger Begleiter für Molly Templeton in Frage kommen würde.

Dann ließ er die jungen Leute allein und widmete sich von neuem John Mandles Papieren, ohne aber auf irgend etwas Wichtiges zu stoßen. Erfolglos tastete und klopfte er den alten Schreibtisch nach Geheimfächern ab. Wo waren nur diese Tagebücher . . . ? Ein zufälliger Blick auf die Uhr zeigte ihm zu seinem Erstaunen, daß es schon elf war.

»Hallo, ihr jungen Leutchen, wißt Ihr, wie spät es ist...?« rief er und trat ins Wohnzimmer. »Das Gasthaus wird inzwischen geschlossen haben.«

»Ich habe es mir überlegt, ich bleibe doch hier«, verkündete Molly ein wenig hastig.

Verwundert blickte Socrates die beiden an. Jugend...! Jugend, völlig gleichgültig gegen alles außer ihrer Herzensaffäre - ein neues Erlebnis für Socrates Smith. Er schmunzelte.

»Was amüsiert dich denn, Soc?«

»Na... so gewisse Gedanken! Und nun, Miss Templeton, schicke ich Sie als guter Onkel zu Bett!«

»Ich habe wirklich nicht geahnt, daß es schon spät ist«, meinte sie etwas verwirrt. »Gute Nacht, Mr. Smith. Gute Nacht, Lexington.«

Oho, »Lexington«! dachte der Ältere.

Anscheinend war es für Molly Templetons Seelenfrieden erforderlich, daß Lex sie bis zur Treppe geleitete, um dort noch Dinge von äußerster Wichtigkeit zu besprechen.

»Nun«, erkundigte sich Socrates, als sein Bruder wieder erschien, »habt ihr die Angelegenheiten der Welt geord-

net?«

»Meiner Welt!« erwiderte Lexington kühn.

»Du baust also eine neue Welt auf?« kam es spöttelnd zurück. »Eine Welt nur für zwei, wie? Die übrige Menschheit dient nur zur Staffage in der Landschaft . . . ! Sie ist wirklich ein sehr liebes Mädchen, Lex.«

»Sie ist das beste Mädchen der ganzen Welt!«

»Das würde ich nicht sagen, wohl aber, daß sie für einen bestimmten Jemand das beste Mädchen der Welt ist. Na, nun kannst du dich ja ruhig zu Bett begeben.«

»Bist du mit deiner Arbeit fertiggeworden?« fragte Lex, der froh war, von dem Thema Molly Templeton loszukommen.

»Für heute, ja. Morgen werden wir den alten Schreibtisch auseinander nehmen und ihn um und um drehen. Ich möchte wissen, ob Jetheroe etwas gehört hat!«

»Als er vor der Tür stand?«

Socrates nickte. »Wir hatten gerade über Geheimfächer und dergleichen gesprochen.«

»Glaubst du denn, daß ihn das interessiert?«

»Keine Ahnung . . . Aber nun ins Bett, mein Junge. Und morgen beizeiten wieder heraus!«

Lexington ging zur Tür, wo er sich noch einmal umwandte.

»Du räusperst dich so energisch, mein Sohn«, kam ihm Socrates zuvor. »Vermutlich willst du mir mitteilen, daß du dich schon mit einem anderen Partner für den Morgenspaziergang verabredet hast. Mir ist das sehr lieb, da ein großer Berg Arbeit auf mich wartet.«

Der jüngere Bruder war gerade im Begriff, zu Bett zu gehen, als es an seine Tür klopfte.

»Herein!«

Es war Socrates.

»Ich habe eine Idee, mir ist da etwas durch den Kopf gefahren. Zieh deinen Morgenrock an, Lex, und komm mit in Mandles Arbeitszimmer. Oder graulst du dich . . .?«

»Nicht ein bißchen!« versicherte Lexington forsch, aber ganz geheuer war ihm doch nicht zumute.

Im Arbeitszimmer drehte sein Bruder kein Licht an, sondern tastete sich im Dunkeln voran, bis er die große Stablampe gefunden hatte, mit der er die Wendeltreppe hinabgegangen war. Er legte sie auf einen kleinen Tisch am offenen Fenster, schaltete sie ein, und ein blendender Lichtstrahl schoß nach draußen.

»Geh jetzt in mein Zimmer und beobachtete von dort aus!«

Lexington gehorchte.

»Großer Gott!« entfuhr es ihm. Denn die Fenster der Weißen Villa blitzten genauso auf wie in der vergangenen Nacht.

Er rannte aufgeregt hinunter ins Arbeitszimmer und berichtete seinem Bruder.

»Aha«, erwiderte dieser gleichgültig, »was wir für eine Botschaft von der Weißen Villa hielten, war nur der Reflex dieser Lampe in den großen Fenstern dort drüben.«

»Dann hat also Mandle signalisiert?«

»Ja.«

»Aber an wen denn?«

»Das weiß ich nicht.«

Und mit einem kurzen Gute Nacht kehrte Socrates in sein Schlafzimmer zurück.

Lexington saß noch lange Zeit am Fenster, ehe er ins Bett ging und die Augen schloß.

Und dann umfing ihn ein Traum. Er träumte, daß er im Krieg sei und daß der Feind sich zu einem Nachtangriff anschickte. Maschinengewehre tackten, Bomben explodierten

und erstickende Gaswolken rollten von der feindlichen Stellung herüber. Ein langer Offizier mit einem Gesicht wie Jetheroe drang auf ihn ein, und Lex schlug wild um sich.

»Wach auf, wach auf!« rief der Offizier und rüttelte ihn an der Schulter, bis Lex endlich seine bleischweren Augenlider ein wenig hob.

»Steh auf, Lex! Das Haus brennt . . .!«

»Was?«

»Das Haus brennt«, wiederholte Socrates rasch. »Hol Miss Templeton aus ihrem Zimmer . . . schlag notfalls die Tür ein! Ich werde das Personal wecken!«

»Feuer . . .«, murmelte der Jüngere noch schlaftrunken.

Dann vernahm er das scharfe Knistern von brennendem Holz und sah, wie schwere, gelbe Rauchschwaden die Zimmer und Korridore füllten. Lex tastete sich an der Wand entlang bis zu Mollys Tür und hämmerte mit der Faust dagegen. Drinnen regte sich nichts. Da trat er die Türfüllung ein, griff durch das Loch, um den Schlüssel umzudrehen, und stolperte, nach Luft ringend, über die Schwelle.

Verschwommen sah er, daß Molly halb aus dem Bett geglitten war. Und sie hielt ein Buch in der Hand - aber das sah er nicht -, ein dickes, ledergebundenes Buch mit einem Schloß. Im Erdgeschoß raste und wütete das Feuer, und hier im Schlafzimmer war es sengend heiß. Das junge Mädchen mußte durch den Rauch das Bewußtsein verloren haben, denn es gab kein Lebenszeichen von sich, als Lex es aufhob und den Korridor entlang trug, der jetzt im roten Schein der von unten hochzüngelnden Flammen stand.

Glücklicherweise hatte das Feuer die Treppe noch nicht erfaßt, so daß Lex mit seiner Bürde unverletzt die Halle erreichte und durch erstickenden Rauch und knisternde Glut zum Portal rannte. Hier hielt Socrates angstvoll nach ihm Ausschau, die verstörte Dienerschaft hinter sich.

»Dem Himmel sei Dank, daß ihr da seid, Lex!« Er atmete auf. »Timms, könnten Sie wohl schnell noch ein paar Mäntel aus der Halle holen?«

»Ich will es versuchen, Sir.«

Sekunden später tauchte der Diener mit einem Packen Mäntel wieder auf, gerade noch rechtzeitig, denn sie hatten sich nur einige Schritte von dem Gebäude entfernt, als die Decken einstürzten und eine Feuergarbe durch das Schindeldach hochschloß, als wäre es aus Papier.

Es dauerte noch volle fünf Minuten, bis es gelungen war, Molly Templeton wieder zum Bewußtsein zu bringen.

»Was ist geschehen . . .?« Sie blickte verwirrt auf den alten Mantel, in den sie eingehüllt war, und sah verstört auf die Gesichter der Umstehenden. »Oh, ich weiß wieder . . . das Feuer! Ich wollte aus dem Bett springen, mußte aber ohnmächtig geworden sein.«

»Ein gründlicher Brand!« kommentierte Socrates, dem das Glück seinen eigenen Mantel mit dem Zigarrenetui beschert hatte. »Die nächste Feuerwehr ist in Haslemere und wird wohl gerade rechtzeitig eintreffen, um den Grundstein zum Neubau legen zu können. Puh, ist das hier eine Glut!«

»Wo ist das Feuer ausgebrochen?« fragte Molly, die, von Lexington gestützt, jetzt wieder fähig war, auf den Füßen zu stehen und um sich zu schauen.

Socrates zog nachdenklich an seiner Zigarre.

»Überall, möchte ich fast sagen . . .«

»Vielleicht Kurzschluß?«

»Wenn ich nicht der größte Tor der Welt gewesen wäre, würde das Feuer nicht ausgebrochen sein«, sagte Soc bitter, ohne zu erklären, warum seine Torheit die Schuld trug.

Viel eher als erwartet, rückte die Feuerwehr an, es war aber trotzdem zu spät, noch irgend etwas retten. So bezog Molly Templeton nun doch noch das bestellte Zimmer im

Gasthaus, und mit ihr quartierten sich auch die Brüder dort ein.

Socrates Smith ging nicht zu Bett. Mit einer Hose bekleidet, die viel zu weit, und einem Jagdrock, dessen Ärmel viel zu kurz waren, verbrachte er eine arbeitsreiche Nacht am Telefon.

Als Lex am nächsten Morgen aus seinem Zimmer kam, entdeckte er nach längerem Suchen seinen Bruder unter den Händen des Dorfbarbiers.

»Ich habe zu Hause angerufen, unser tüchtiger Septimus wird uns Kleider und Wäsche schicken. Außerdem habe ich mit dem Londoner Feuerwehrkommando telefoniert, damit es seinen besten Sachverständigen herbeordert«, berichtete Socrates.

»Und weshalb?«

»Weil ich ein neugieriger Mensch bin, der genau darüber informiert sein möchte, wo das Feuer ausgebrochen ist. Hast du eine Ahnung, wo das gewesen sein kann, Lex?«

»Nein. Und ich dachte, du wüßtest es auch nicht.«

»Ist auch nur eine Spekulation! Aber ich gehe jede Wette mit dir ein, daß es an Mandles Schreibtisch - dem Schreibtisch mit den Geheimfächern -, ausgebrochen ist, und weiter, daß der Sachverständige nicht nur dort, sondern in allen Räumen im Erdgeschoß Petroleum nachweisen wird.«

»Mein Gott!« rief Lexington, »also Brandstiftung!«

»Das ist der richtige Ausdruck!« belehrte ihn Socrates.

Als die Brüder später den Sachverständigen bei seinen Nachforschungen, die er in den rauchenden Trümmern anstellte, begleiteten, wurde dieser Verdacht zur Gewißheit.

»Hier ist das Feuer ausgebrochen«, erklärte der Londoner Experte und wies auf die Trümmer von John Mandles Arbeitszimmer. »Das hier ist wohl ein Schreibtisch gewesen?«

»Ja.«

Der Sachverständige beugte sich nieder und schnupperte.

»Petroleum! Es ist eigenartig, daß sich Petroleumgeruch nicht vertreiben läßt - ich habe ihn auch in dem anderen Teil des Gebäudes festgestellt. Hat etwas leicht Brennbares im Schreibtisch gelegen?«

»Allerdings!« grollte Socrates.

Er hatte im Dorf eine Axt gekauft und begann nun behutsam damit, an den verkohlten Resten des Schreibtisches zu arbeiten. Es war keine Spur von unverbranntem Papier zu finden! Dagegen stieß er auf das Geheimfach, das mit der Asche eines Manuskriptes angefüllt war. Es hatte sich zu Pulver verwandelt.

Eine Entdeckung gönnte das Schicksal Socrates Smith aber doch. Ein Hieb seiner Axt legte ein nicht völlig verbranntes Fach bloß, das zwei Schlüssel enthielt, einen langen, altmodischen und einen kleineren.

An dem langen Schlüssel baumelte ein Messingschildchen mit der Aufschrift ›Gartentor‹, an dem anderen ein halbverkohlttes Pappschild. Es war so geschwärzt, daß Socrates lange Zeit brauchte, um die Buchstaben zu entziffern: ›Pfuhl im . . .‹

»›Pfuhl im . . .‹ Worin denn wohl?«

»Zu einem Pfuhl benötigt man im allgemeinen keinen Schlüssel«, meinte der Sachverständige schmunzelnd und vervollständigte dann seine Ausführungen über die Brandursache.

»Ich bin zwar an sechs verschiedenen Stellen auf Petroleum gestoßen, glaube aber trotzdem, daß der Brand von hier ausgegangen ist. Hier ist alles förmlich mit Petroleum getränkt, jedes Holzteilchen des Schreibtisches, der Fußboden und diese Trümmer, die offenbar einmal eine Holzterrasse gewesen sind.«

Socrates hatte die Schlüssel in die Tasche gesteckt und

folgte den Darlegungen des Sachverständigen nur noch mit rein akademischem Interesse. Alles in allem lieferten sie ihm nur die Bestätigung seines eigenen Verdachtes, der jetzt zur Gewißheit geworden war.

»Pfuhl im . . .?« murmelte er vor sich hin, als er mit seinem Bruder zum Dorfgasthaus zurückging. »Lex, wir wollen über diese Schlüssel zu keinem Menschen, nicht einmal zu Miss Templeton sprechen.«

»In Ordnung!« willigte der Jüngere ein, der mit Molly Templeton anderes zu besprechen hatte, Fragen, die für ihn unendlich wichtiger waren und - wie er hoffte - auch für sie.

Im Gasthaus trafen sie auch Bob Stein, der mit dem jungen Mädchen in dem Zimmer saß, das Socrates gemietet hatte.

»Mich schaudert es, wenn ich daran denke, Molly . . .!« Man merkte Stein an, wie sehr er sein seelisches Gleichgewicht verloren hatte. »Bei Gott, ich wünschte, dieses Erlebnis wäre Ihnen erspart geblieben!«

Mehr und mehr maß er sich eine Art Besitzerrecht über sie an, dachte Lexington wütend.

Das junge Mädchen aber lachte.

»Es war ein ungewöhnliches Erlebnis. Aber obwohl es wirklich grauenhaft war, möchte ich es nicht missen.«

»Ist irgend etwas noch gerettet worden?«

»Nichts!« mischte sich Socrates ein. »Das Feuer hat gründliche Arbeit geleistet, und nur das Sommerhäuschen am Ende des Gartens ist verschont geblieben.«

»Aber wie konnte es zu dieser Feuersbrunst kommen?«

»Petroleum hat sich entzündet«, erwiderte Socrates kurz.

»In der Garage?«

»Die Garage ist mit verbrannt. Aber das Feuer ist in einem Zimmer im Erdgeschoß ausgebrochen. Um genau zu sein, im Arbeitszimmer - und um noch genauer zu sein, in dem Schreibtisch mit dem Geheimpfach, das John Mandles Lebensgeschichte enthielt.«

Stein fixierte ihn scharf.

»Wollen Sie damit sagen, daß es Brandstiftung war?«

»Allerdings.«

»Aber wer?«

»Wer tötete John Mandle?« lautete die Gegenfrage. »Ein Mann, der einen anderen mit Vorbedacht ermordet, wird mit

dem gleichen Vorbedacht Belastungsmaterial vernichten, das ihn verraten könnte - egal, ob dabei zufällig ein Mensch ums Leben kommt, der sein Bestes tut, um Mandles Tod aufzuklären.«

Bob Stein versank in Schweigen, bis das junge Mädchen aus dem Zimmer gegangen war.

»Werden Sie jetzt Jetheroe verhaften?« erkundigte er sich.

»Warum nehmen Sie an, daß Jetheroe der Täter ist?«

»Weil Jetheroe vor der Eßzimmertür stand, als wir über das Geheimfach sprachen; weil er einer der wenigen Männer in England ist, die allen Grund haben, John Mandle zu hassen; und schließlich, weil er mehr Gelegenheit hatte, ihn zu töten, als irgend jemand anders.«

Socrates rieb sich nachdenklich das Kinn.

»Hat Mandle eigentlich jemals über ihn gesprochen? Wußte er, wer unter dem Namen Jetheroe in seiner Nachbarschaft lebte?«

»John wußte ebensowenig wie ich, wer der Mann wirklich ist. Mollys Freundschaft mit Jetheroe hat ihm bestimmt nicht gefallen, trotzdem ist er nicht dagegen eingeschritten, wie ich es eigentlich erwartet hatte. Ich vermute, weil er Jetheroe für bedeutend älter hielt.«

»Eine verwickelte Angelegenheit«, meinte Socrates kopfschüttelnd. »Aber trotzdem werde ich keinen Haftbefehl gegen ihn beantragen.«

Stein saß grübelnd auf seinem Stuhl.

»Ist es Ihnen gestern Abend auch aufgefallen, wie sehr er darauf bestand, daß Molly bei ihm übernachtete, und wie zufrieden er war, als Molly sagte, sie wolle im Gasthaus wohnen?«

»Dasselbe trifft auch auf Sie zu.« Smith senior lächelte. »Aber welche Schlußfolgerung ziehen Sie daraus?«

»Daß Jetheroe schon von dem Feuer wußte, dem in der

Nacht ›Haus Waldfrieden‹ zum Opfer fallen sollte, und daß er deshalb das Mädchen in Sicherheit bringen wollte. Vergessen Sie nicht, wenn unsere Theorie richtig ist, ist Molly seine Tochter . . . Hat er sich heute hier schon blicken lassen?«

»Im Gasthaus war er nicht. Aber er hat Molly bei Einkäufen im Wäscheladen getroffen.«

»Und warum war er in der vergangenen Nacht nicht da? Er muß das Feuer von seinem Wohnhaus aus gesehen haben.«

Wieder lächelte Socrates.

»Alle Ihre Verdachtsgründe weisen eine gewisse Aggressivität auf, Bob. Mit dem gleichen Recht könnte man fragen, warum Sie nicht gekommen sind, da ›Waldfrieden‹ ja auch von Ihrer Villa aus sichtbar ist.«

»Ich bin ja da gewesen!« trumpfte Bob Stein auf. »Ich bin gekommen, nachdem Sie sich gerade auf den Weg zum Gasthaus gemacht hatten. Die Feuerwehrleute hatten es mir erzählt, aber sie sagten nicht, daß auch Molly mit Ihnen gegangen ist. Nein, nach meiner Meinung ist Ihnen Jetheroe ins Netz gegangen, und wenn ich Sie wäre, Soc, würde ich es zuziehen.«

Wieder rieb sich Soc das Kinn, obwohl es gar nicht seiner Art entsprach, sich unschlüssig zu zeigen.

»Die ganze Sache bedarf noch einer gründlichen Überlegung«, meinte er ausweichend. »Werden Sie morgen zur Leichenschau kommen?«

Bob nickte stumm.

»Das Begräbnis ist nachmittags . . . Armer, alter John! Ein seltsames Ende eines seltsamen Lebens! Sagen Sie, Bob, hat er außer ›Waldfrieden‹ noch ein anderes Haus besessen? Sie kennen seine Verhältnisse doch besser als ich.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, vielleicht hatte er ein Grundstück in London oder sonst irgendwo?«

»Ich habe nie etwas davon gehört. John hat zwar nicht viel über seine geschäftlichen Angelegenheiten geredet, aber das würde er mir gegenüber vielleicht doch mal erwähnt haben. Warum fragen Sie?«

»Weil ich wissen möchte, wo ich Molly jetzt unterbringen kann.«

»Ah, ich verstehe. Ich bin auch Ihrer Meinung, daß sie von hier fortgehen sollte. Und da ihr Stiefvater wohl keinen weiteren Besitz hatte, bin ich gern bereit, nach London zu fahren und ihr den ›Prinzenhof‹ einzuräumen. Ich habe es ihr schon vorgeschlagen, aber leider wollte sie nicht darauf eingehen.«

»Das konnte Sie wohl auch nicht«, urteilte Socrates.

»Aber wie wäre es, wenn Sie alle bei mir wohnen würden? Wenn Sie mitkommen, wird Molly auch damit einverstanden sein. Und sollte sich ihr Besuch ausdehnen, so würde ich noch eine ältere Dame einladen.«

»Ja, so ließe es sich arrangieren«, stimmte Socrates zu. »Ich werde mit Molly reden . . . Liegt Ihnen sehr viel an ihr?«

Die unerwartete Frage raubte Stein die Sprache.

»Was. . . was meinen Sie damit?« stotterte er.

»Möchten Sie sie heiraten?«

»Ja.« Und nach einer Pause: »Ich liebe Molly.«

»Und wie denkt sie darüber?«

»Sie mag mich nicht«, gestand Stein und wechselte unvermittelt das Thema.

Ein Weilchen später setzte sich auch Molly Templeton wieder zu ihnen und erzählte, was Mr. Jetheroe zum Wäscheladen, der gleichzeitig auch ein Stellenvermittlungsbüro war, geführt hatte. Er suchte einen Ersatz für seinen Gärt-

ner, den er am selben Morgen wegen wiederholter Trunkenheit entlassen hatte.

»Ich kenne den Mann«, warf Stein dazwischen. »Ein unzuverlässiger Bursche, der auch vorübergehend für Mandle gearbeitet hat. Heißt er nicht Gritt, Molly?«

»Kann sein; ich habe aber nicht auf den Namen geachtet.«

»War Mr. Jetheroe nicht sehr aufgeregt, als er hörte, daß Sie mit knapper Not dem Feuer entkommen sind?« fragte Socrates.

»Natürlich. Er machte ein ganz verstörtes Gesicht, denn er hatte mich doch im Gasthof vermutet.«

»So, so.«

Gleich darauf fuhr Socrates nach der Station Haslemere, um zwei Kriminalbeamte abzuholen, die Scotland Yard ihm zur Verfügung gestellt hatte. Als er bei Nieselregen gegen fünf Uhr zum Krug zurückkehrte, traf er weder seinen Bruder noch Molly Templeton an. Sie war zum Tee in die Weiße Villa gegangen, und der getreue Lexington hatte sie begleitet.

Socrates schmunzelte stillvergnügt; es war jedoch ein innerliches Schmunzeln, weil Bob Stein, von dem er diese Nachricht erhalten hatte, äußerst schlechter Laune war. »Ihr Brüderchen ist wohl so'ne Art Nachtfalter, Soc?« knurrte er.

»Tag- und Nachtfalter«, versetzte Socrates ruhig. »Und wo immer er fliegt, fliegt er stracks geradeaus!«

»Na ja, ich will damit nichts gegen ihn gesagt haben, ich bin nur in bezug auf Molly etwas empfindlich!«

»Bob, Sie sind ein Narr, sich in Ihrem Alter wegen eines Mädchens so viel Mühe zu machen. Wenn sich ein Fünf- undfünfzigjähriger mit einer Zweiundzwanzigjährigen verheiratet, so liegt ein ganzes Jahrhundert zwischen den beiden, sobald sie zehn Jahre älter sind.«

Bob Stein netzte seine trockenen Lippen mit der Zunge.

»Wahrscheinlich haben Sie recht, Soc.« Falls er noch mehr hatte sagen wollen, so wurde dies durch das Anklopfen des Zimmermädchens vereitelt. Das Mädchen meldete, der Gärtner Gritt wünsche Mr. Smith zu sprechen, um ihm etwas Wichtiges mitzuteilen.

»Lassen Sie ihn herein!«

»Aber er ist nicht ganz in Ordnung, Sir«, fuhr das Mädchen zögernd fort.

»Das soll wohl heißen, daß er betrunken ist? Macht nichts, bringen Sie ihn her!«

Der Mann trat ein, eine dürre Gestalt mit hängenden Schultern und einem unangenehmen, verschlagenen Ausdruck in den Augen. Er blieb, an seiner Mütze fingernd, bei der Tür stehen, bis Socrates ihn zum Sitzen aufforderte. »Nun, Gritt, was haben Sie auf dem Herzen?«

»Wie hoch ist die Belohnung in der Mordsache?« Seine heisere Stimme verriet, daß er weit über den Durst getrunken hatte.

»Es ist keine Belohnung ausgesetzt, sofern die Ergreifung des Mörders in Betracht kommt; jedoch erhält gewöhnlich jeder eine Belohnung, der eine wertvolle Information liefert.«

»All right!« krächzte Gritt. »Die Belohnung will ich haben, denn ich weiß, wer es getan hat.«

»Was, Sie wissen, wer es getan hat?« stieß Stein hervor und lehnte sich im Eifer weit über den Tisch.

»Jawohl. . . Warum auch nicht?«

»Und wer war es?« fragte Socrates mit unerschütterlicher Gelassenheit.

»Es war mein Oller, Mr. Jetheroe. Ich kann es beweisen!«

Wenn Gritt erwartet hatte, mit dieser Eröffnung Sensation zu machen, so wurde er nicht enttäuscht. Stein sank mit offenem Mund in seinen Stuhl zurück, und sogar Socrates'

Augen funkelten.

»Sie können das also beweisen?« wiederholte er sanft.

»Natürlich kann ich's«, brüstete sich Gritt. »Ich weiß jedenfalls, was vorgegangen ist, und auch, was er gesagt hat. Es ist passiert, nachdem die junge Dame gekommen war. Ich putzte in dem kleinen Werkzeugschuppen gerade Schuhe . . .«

»Ein bißchen spät für eine solche Betätigung«, kritisierte Socrates.

»Ich hätte es ja eigentlich auch früher besorgen sollen«, gestand der Gärtner. »Aber ich habe nachmittags ein paar Freunde im Roten Löwen getroffen . . .«

»Schon gut! Ich bin im Bilde. Sie sprechen doch von der vorletzten Nacht?«

Gritt nickte.

»Ganz recht. Wie ich nun eben die Schuhe zum Haus trage, geht das Fräulein so'n bißchen hinkend - warum, weiß ich nicht - hinein.«

Offenbar war ihm nichts über den fehlenden Schuh zu Ohren gekommen, und weder Socrates noch Stein füllten diese Lücke in seinem Wissen aus.

»Aber mit meinen geputzten Stiefeln hatte ich Pech! Die Köchin hatte die Hintertür abgeschlossen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mit den Stiefeln zum Schuppen zurückzukehren. Und wie ich das tue, kommt der Olle daher und spaziert so dicht an mir vorbei, daß ich ihm hätte auf die Schulter klopfen können. Ich schenkte mir das aber«, witzelte er und grinste über seine Worte.

»Weiter!« drängte Socrates.

»Im Schuppen hatte ich ein paar Pullen Bier verwahrt, und wie ich die so verputzte, schoß es mir durch den Kopf, daß es besser sei, ins Haus zu klettern, ehe der Alte wiederkam. Sie müssen nämlich wissen, Sir, daß das Fenster des Stu-

dierzimmers meistens auf ist und daß ich diesen Weg schon öfter benutzt habe. Wie ich nun hineinblicke, liegt die junge Dame, Miss Mandle, in eine Decke gepackt, auf dem Sofa und liest in einem Buch. Oho, denke ich, dann ist dieser Weg heute nacht versperrt. Mußt du eben im Schuppen pennen!«

Ein gewaltiges Rülpsen unterbrach den Strom seiner Rede.

»Und während ich so überlege, fällt ein Schuß. Die junge Dame hat ihn wohl überhört, denn sie bückte von ihrem Buch nicht auf. Mir aber kam die Sache nicht geheuer vor. Wilddiebe um diese Zeit. . .? Gibt's nicht! Wollen mal die Augen aufhalten! Schwups, krieche ich in das Lorbeergebüsch bei der Haustür und warte.

'Ne Viertelstunde später knirscht der Kies der Auffahrt. Dann taucht der Olle auf, und wie ich ihn so richtig sehe, bin ich so perplex, daß man mich mit einer Feder hatte umhauen können. Ganz weiß war er im Gesicht, weiß wie ein Laken, und brummte vor sich hin.«

»Wieso konnten Sie denn im Dunkeln sein Gesicht so deutlich erkennen?« unterbrach ihn Socrates.

»Über der Tür ist ein großes, halbmondförmiges Fenster, und drinnen in der Halle brannte der Kronleuchter. Also konnte ich es erkennen!«

»Und konnten Sie auch hören, was er sagte?«

»Na klar! Ich habe deutlich gehört: ›Endlich, endlich hat es dich erwischt‹ und etwas über ›hängen‹. Als er an das Haustür stand, holte er einen Revolver aus der Tasche und starrte das Ding lange an, bevor er es wieder einsteckte. Dann hat er es nochmal hervorgeholt und klappte es in der Mitte auf - Sie wissen doch, Sir, genauso, wie man einen Flintenlauf aufklappt. Was er dabei gemurmelt hat, konnte ich nicht verstehen. Schließlich hat er den Revolver wieder in die Tasche gesteckt und ist ins Haus gegangen.«

»All right, Gritt!« sagte Socrates. »Sie werden in den nächsten Tagen noch von mir hören.«

Der Gärtner stolperte hinaus, und seine ungleichen, tapenden Schritte hallten auf dem Korridor, dann auf dem Pflaster ...

»Sie haben ihn, Soc! Jetzt haben Sie ihn!« triumphtierte Stein.

»Haben ihn?« ahmte Smith ihn lächelnd nach. »Wieso in aller Welt habe ich ihn?«

»Es ist doch ganz klar, daß Jetheroe der Mörder ist!«

»Nein. Klar ist nur, daß er den Mord gesehen hat!«

»Und der Revolver?«

»Ist ein sehr gebräuchliches Modell. Gritt beschrieb doch, wie Jetheroe ihn aufgeklappt hat und . . .«

»Als ob er damit einen Mann nicht hätte erschießen können!« sagte Stein ungeduldig.

»Das schon!« räumte Socrates ein. »Nur ist Mandle mit einer automatischen Pistole Kaliber 35 erschossen worden, und die ist nicht in der Mitte aufklappbar . . . Aber bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit, vielleicht schon heute Abend, werde ich Jetheroe auf den Zahn fühlen, um aus ihm herauszubringen, was er in jener Mordnacht gesehen und gehört hat.«

In Scotland Yard gibt es einen Mann, der völlig in der Vergangenheit lebt. Er haust zwischen muffigen Zeitungsbergen und findet seine Freude daran, längst vergessene Fälle wieder ins Gedächtnis zurückzurufen - jedes kleinste Detail, jedes Fetzen Beweismaterial aus Verhören, die vor Jahrzehnten stattfanden, ist ihm gegenwärtig. An diesen Mann schrieb Socrates an jenem Nachmittag einen langen, vertraulichen Eilbrief, den er fast beendet hatte, als Molly und sein Bruder vom Tee bei Mr. Jetheroe zurückkehrten. Beide waren so angelegentlich miteinander beschäftigt, daß Bob Stein verärgert heimging.

Ein aufregender Besuch fand sich am späten Nachmittag noch ein; es war Mandles Notar, der der sprachlosen Molly eröffnete, daß das gesamte Vermögen ihres Stiefvaters nunmehr ihr gehörte. Das Testament war sehr alt, es war im Jahr von Mandles Eheschließung mit Mollys Mutter abgefaßt worden und bestimmte sie zur Universalerbin. Mandle mußte wohl übersehen haben, daß nach dem Tode seiner Frau der ganze Besitz auf seine Stieftochter übergehen würde, denn er hatte keinen Nachtrag gemacht.

Das war eine schwerwiegende Neuigkeit, da John Mandle diese Welt als ein reicher Mann verlassen hatte. Unter vier Augen verhehlte der Notar Socrates auch durchaus nicht, wie wenig die Sachlage nach John Mandles Geschmack gewesen wäre, denn dieser habe niemals beabsichtigt, Molly etwas zu hinterlassen.

»Was er wirklich mit seinem Hab und Gut anfangen wollte, weiß ich nicht; wie die meisten Menschen verschob er es immer wieder, endgültige Entscheidungen zu treffen. Miss Templeton ist gerührt durch die vermeintliche Großmut ih-

res Stiefvaters, warum soll man sie nicht in dem Glauben lassen . . . ?«

Socrates pflichtete ihm bei. Molly wußte nicht, daß John Mandle ein herzloser Betrüger war, der Todesurkunden gefälscht hatte, um das mysteriöse Verschwinden von Mollys Vater zu begründen, und der ihre Mutter ohne ihr Wissen zur Bigamie verleitet hatte.

Das Abendessen zog sich durch die Anwesenheit des Notars in die Länge. Als dieser sich verabschiedete, um den letzten Zug nach London zu erreichen, schlug es neun Uhr. Bedauernd äußerte Socrates zu seinem Bruder: »Schade, nun ist es für meinen Besuch bei Mr. Jetheroe zu spät geworden!«

»Oh!« rief Lexington überrascht. »Du wolltest ihn aufsuchen?«

»Ja. Was hältst du von ihm?«

»Mir scheint er ein sehr anständiger Mensch zu sein.«

Sie gingen, ihre Zigaretten rauchend, langsam vor dem Gasthaus auf und ab.

»Ach, ich habe vergessen«, sagte Lexington plötzlich, »oben liegt ein Paket für dich, das mit der Abendpost gekommen ist.«

»Wo?«

»Ich habe es ins Wohnzimmer legen lassen.«

Schon rannte Socrates die Treppe hinauf. Er fand das Paket auf dem Tisch.

»Was für ein unförmiger Band!« sagte Molly verwundert und blickte von ihrem Buch auf, als Soc das Packpapier aufwickelte.

»Es ist das beste geographische Lexikon von England«, erklärte Soc und blätterte hastig die Seiten um.

Molly erhob sich und klappte mit einem unterdrückten Gähnen ihr Buch zu.

»Suchen Sie einen bestimmten Ort?«

»Ja, das Traumland, zu dem alle braven Kinder zeitig aufbrechen sollten! Ich denke, mein junges Fräulein, daß Sie jetzt ins Bett gehören.«

»Dieses Mal stimme ich ganz mit Ihnen überein, Mr. Smith.«

»Eines schönen Tages werden Sie mich noch Soc nennen«, murmelte er, doch nicht leise genug, als daß sie es nicht gehört hätte.

»Warum?«

»Weißt du warum, Lex?«

Lexington starrte mißbilligend auf das so harmlos erscheinende Gesicht seines Bruders.

»Beachten Sie ihn einfach nicht, Molly!« sagte er. »Ich werde Sie bis zu Ihrer Tür begleiten.«

»Es könnte ihr auch etwas zustoßen, wenn du nicht an ihrer Seite bist«, rief Socrates ihnen nach, aber die Tür schnappte sehr vernehmlich ins Schloß, bevor er den Satz zu Ende gesprochen hatte.

Eine Viertelstunde später tauchte Lexington wieder auf.

»Wir sind noch ein Weilchen draußen auf und ab gegangen.«

»Das habe ich mir gedacht«, entgegnete sein Bruder, der die beiden Schlüssel aus dem verbrannten Schreibtisch vor sich liegen hatte. »Pfuhl im ... Pfuhl im . . .« Er schnipste mit dem Finger gegen das halbverkohlte Pappschild.

»Ist es der Name eines Dorfes, Soc?«

»Das hatte ich gehofft. Es gibt eine ganze Menge ausgefallener Ortsnamen in Verbindung mit Wald, Heide, Moor; aber keiner fängt mit Pfuhl an. So muß es eine Farm sein, und die einzige Gegend, wo Farmer solche malerischen Namen tragen, ist Devonshire. Ich tippe auf ›Pfuhl im Moor‹.«

»Warum bist du eigentlich so begierig darauf, es herauszukriegen?«

»Warum war John Mandle so darauf bedacht, den Namen geheimzuhalten, so sehr, daß er die Schlüssel im Geheimschloß seines Schreibtisches aufbewahrte?«

»Und was willst du nun tun?«

»Ich werde morgen telegrafisch bei dem größten Grundstücksmakler von Devonshire anfragen, ob es einen ›Pfohl im Moor‹ gibt. Wenn ich bei ihm kein Glück habe, werde ich es mit dem Wald von Sussex versuchen und schließlich mit dem Fennland. Weiß der Kuckuck, warum die Leute ihre Farmen nicht mit christlichen Namen bezeichnen ...! Schluß für heute! Kommst du noch ein bißchen mit mir ins Freie? Ich gebe allerdings zu, daß ich nicht schön bin und daß meine Hand, die du ja selten hältst, rauh und hart ist.«

»Ich halte niemandes Hand, Soc«, brauste der Jüngere auf. »Du fällst mir allmählich lästig mit deinen Anspielungen.«

»Na, komm schon. Gehen wir zur Brandstätte - vielleicht kommt uns dort eine Erleuchtung.«

Sie gingen mit raschen Schritten. Der Regen hatte aufgehört, und im Mondlicht schlängelten sich noch immer dünne, weiße Rauchfäden von den Ruinen empor. Nur der Pavillon stand unversehrt inmitten der Verwüstung.

»Glaubst du ernstlich, daß Jetheroe etwas über den Mord weiß, Soc?«

»Ich bin sogar ganz sicher«, lautete die Antwort, die Lexington verblüffte, da er nichts von Gritts Anschuldigung wußte.

Socrates gab dem Bruder eine kurze Zusammenfassung der Aussagen des Gärtners und schloß: »Für mich besteht kein Zweifel, daß Jetheroe Zeuge des Mordes wurde. Und was ich vor dem Abendessen aus Molly herausgefragt habe, bestätigt Gritts Angaben in jedem Punkt. Sie hatte erzählt,

daß Jetheroe aus dem Haus gegangen war, um den Mann zu suchen, der sie auf ihrem Weg durchs Tal so erschreckt hatte. Inzwischen habe sie auf dem Sofa gelegen und gelesen; sie hat sogar Gritts Schritte auf dem Kiesweg gehört.«

»Aber nicht den Schuß?«

»Nein, den nicht. Aber das läßt sich dadurch erklären, daß das Fenster nach Norden geht, während der Knall von Süden oder richtiger von Südosten kam. Außerdem . . .«

Die Brüder blieben wie angewurzelt stehen.

Ein Knall, erschreckend deutlich in der stillen Nacht, ließ ihren Fuß stocken.

»Ein Revolverschuß!« flüsterte Lexington, dessen Herz ein wenig schneller schlug.

»Nein, es war ein Schuß aus einer automatischen Pistole, wie dir die Art des Knalls hätte sagen können«, erklärte Socrates. »Und zwar kam er aus Richtung der Drei Eichen.«

Er nahm seine kleine Taschenlampe und ließ den Strahl die Hecke entlangstreifen.

»Hier ist der Pfad. Jetzt ruhig Blut, Lex! Und was du sonst auch immer tust - halte dich aus meiner Schußrichtung!«

Wie durch Zauber war in seiner rechten Hand eine großkalibrige Waffe mit kurzem Lauf aufgetaucht. Er rannte den gewundenen Pfad entlang, mäßigte aber bald seine Eile und schaltete die Lampe aus, als der Weg in das Buschwerk einzudringen begann; in Sicht des gegen den blauschwarzen Nachthimmel klar erkennbaren großen Astes blieb er eine Sekunde stehen. Kein Laut außer ihrem eigenen Atem war vernehmbar. Vorsichtig schritt er weiter und suchte den Boden mit seiner Taschenlampe ab.

»Großer Gott!« flüsterte er plötzlich.

Es war derselbe Ausruf, den er an dieser Stelle schon einmal hervorgestoßen hatte, und es war der gleiche Anlaß. Unter dem Ast lag, die Arme bewegungslos ausgestreckt,

ein Mann auf seinem Gesicht. Ein Blutfaden rieselte von seinem Kopf herab . . .

»Jetheroe!« rief Socrates, während er sich bückte, um den Körper umzudrehen.

Und dann gellte in nächster Nähe ein irrsinniges Gelächter, ein schrilles Huh . . . Huh . . ., das Lexington Schauer über den Rücken jagte. Socs Taschenlampe leuchtete das Gebüsch ab, doch niemand war zu sehen.

»Kommen Sie heraus oder ich schieße!« befahl Socrates. Fang!

Die Kugel verfehlte ihn um ein Haar, aber er hatte das Mündungsfeuer bemerkt, und zweimal krachte seine schwere Pistole. Ein Knacken von Zweigen . . . dann Stille.

Die beiden Männer stürzten in das Dickicht, durchjagten es kurz und quer - umsonst, ihr Gegner war geflüchtet.

Erst nach einer Viertelstunde gaben sie die fruchtlose Hetze auf und kehrten nach den Drei Eichen zurück. Und hier stand ihnen die größte Überraschung des Abends bevor.

Die Leiche Theodore Kenneth Wards, alias Jetheroe, war verschwunden.

»Gott sei Dank weiß sie nicht, daß er ihr Vater ist«, meinte Socrates nach einer schmerzlichen Unterhaltung mit Molly Templeton.

»Stein wird sie doch nicht etwa darüber aufklären?« fragte Lexmngton besorgt.

»Und damit ihren Kummer noch vergrößern? O nein!«

»Können Jetheroes Leute nicht irgend etwas aussagen, was einigermaßen Licht in diese Sache bringt?«

Socrates schüttelte den Kopf.

»Er saß in seinem Arbeitszimmer, bis er ohne Erklärung das Haus verließ. Das ist alles, was sie wissen, und seitdem haben sie ihn nicht mehr gesehen.«

»Hat das Fenster wieder aufgestanden?«

»Ja.«

»Dann wäre es doch möglich, daß ihn jemand von draußen angesprochen und ihn zu diesem späten Gang veranlaßt hat.«

»Das ist nicht nur möglich, sondern es war ganz gewiß so«, erklärte Socrates. »Jetheroe ist fortgelockt worden und ahnte nichts Gutes - wir fanden seinen Revolver mit gespanntem Hahn, alle sechs Kammern geladen. Daraus geht unzweideutig hervor, daß er ihn bei dieser Begegnung, die ihm wahrscheinlich den Tod gebracht hat, schußbereit in der Hand hielt.«

»Aber wo ist die Leiche?« grübelte Lexington. »Das ganze Tal ist durchsucht worden, und man hat keine Spur gefunden.«

Socrates Smith hatte sich diese Frage schon selbst wieder und wieder vorgelegt.

»Er muß Komplizen haben - der Mörder, meine ich«, ant-

wortete er. »Und das wirft alle meine Theorien über den Haufen ...! Er erschöß Mandle, er traf sorgfältige Vorbereitungen, um Bob Stein aus dem Weg zu räumen, er hat auch vermutlich Jetheroe umgebracht - wen wird er jetzt töten?«

Lexington rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, »Scheußlicher Gedanke, Soc - nur ein paar Millimeter mehr, und es wäre deine letzte Nacht gewesen!«

»Das stimmt!« sagte der andere nachdenklich. »Und nun fragt es sich nur, ob auch Mollys Leben bedroht ist... Aber ich halte es nicht für wahrscheinlich.«

»Allmächtiger!« Lexington war aufgesprungen und rüttelte seinen Bruder an der Schulter. »Willst du etwa in dieser kaltblütigen Weise andeuten, daß der Mörder auch sie verfolgt?«

»Ich kann nicht behaupten, daß ich es für völlig ausgeschlossen halte. Es hängt eben davon ab, ob . . .«

»Eine infame Manier, die Sätze immer in der Mitte abzubrechen!« rief Lexington erbost. »Wovon hängt es denn ab?«

»Ach, nichts! Es ist nur eine Vermutung von mir«, beschwichtigte ihn Socrates. Aber er sprach nicht die Wahrheit, denn in seinen Überlegungen hatte sich diese Vermutung zur Gewißheit kristallisiert. Einzig und allein ›Pfuhl im Moor- bedurfte noch der Aufklärung - und daß der Name wirklich ›Pfuhl im Moor‹ lautete, erfuhr er im Laufe des Tages.

Eine unbewohnte Farm am Newton Abbot Weg, drei Meilen von Ashburton entfernt. Besitzer ist ein Franzose, der sie nie besucht und der sie vor zwanzig Jahren für sechshundertunddreißig Pfund von Haggit & George in Torquay gekauft hat.

So lautete das Telegramm, das Soc aus Exeter erhielt.

»Das nenne ich eine sachliche, erschöpfende Auskunft«,

lobte Socrates, und zu seinem eintretenden Bruder gewandt, fragte er: »Was ist los, Lex? Ich hörte unten aufgeregte Stimmen.«

»Gritt ist festgenommen worden, weil er gestern gedroht hat, sich an Jetheroe rächen zu wollen.«

»Das ist leicht zu erklären. Er dachte natürlich, daß er durch seine Aussage Jetheroe ins Gefängnis bringen würde. Armer Jetheroe! Ich wollte, er säße fest! Wenn ich Bob Steins Rat befolgt hätte, wäre der arme Teufel heute heil und gesund!«

Den jungen Mann bedrückten andere Sorgen als Gritts Pech oder sogar das tragische Schicksal, das Mr. Jetheroe betroffen hatte.

»Glaubst du wirklich, daß Molly in Gefahr schwebt?«

»Darüber kann ich dir beim besten Willen noch nichts Genaues sagen. Willst du mir übrigens eine Frage ganz ehrlich beantworten, Lex?«

»Gewiß.«

»Liebst du Molly Templeton?«

»Ja . . . von ganzem Herzen.«

»Und hast du dich ihr schon erklärt?«

»Nein, noch nicht. Aber ich werde es bei der ersten Gelegenheit tun. Jetzt wäre es rücksichtslos, da sie sich noch zu sehr über das Verschwinden ihres besten Freundes grämt.«

»Und was empfindet sie für dich?«

»Ich glaube, sie hat mich gern.«

»Gern, gern! Liebt sie dich?«

»Ich müßte ziemlich überheblich sein, wenn ich das annehmen wollte. Aber ich glaube, daß sie ahnt, wie es um mich steht«, gab Lexington zu.

»Mehr ist nicht notwendig! Wenn eine Frau weiß, daß ein Mann sie liebt, und wenn sie ihn weiter nett behandelt, kannst du überzeugt sein, daß sie seine Gefühle erwidert.«

»Ist das wirklich wahr?«

Socrates lächelte ein wenig, obwohl ihm ernst zumute war.

»Ich will hier nicht analysieren, wie sich eine Dame, die liebt, verhält; darüber sammelst du besser eigene Erfahrungen, Lex« - er nickte ihm zu -, »aber du bist Anfang und Ende meiner Familie, und daher interessiert mich eine Angelegenheit nicht wenig, die vielleicht. . .«

»Die vielleicht«, ermutigte Lex, als wieder die übliche Unterbrechung kam.

»Die vielleicht eine Umwälzung in meinem Haushalt mit sich bringt«, vollendete Soc. Doch sein Bruder fühlte, daß er eigentlich etwas anderes hatte sagen wollen. Und dann keimte plötzlich ein Argwohn in ihm auf.

»Du denkst doch nicht etwa, daß Molly irgend etwas über dieses schreckliche Verbrechen weiß?«

»Das nicht«, versetzte Soc; aber er hatte ein wenig zu lange mit der Antwort gezögert, und Lex mißdeutete diese Pause.

»Also weiß sie nach deiner Meinung . . .«

»Geh, mein Junge, und sei nett zu ihr!« schnitt ihm der Ältere das Wort ab. »Kommst du heute nachmittag mit zur Leichenschau?«

»Du wirst wohl allein gehen müssen, Soc, oder rechnest du mit der Möglichkeit, daß man unterwegs wieder auf dich schießt?«

»Kaum. Außerdem nehme ich Bob Stein als Geleit mit. Du kannst dich also mit ruhigem Gewissen Molly widmen...«

Die gerichtliche Leichenschau war eine reine Formalität, und die Verkündigung des Spruches wurde, wie Socrates erwartet hatte, vertagt.

»Wir können nichts Besseres tun, Mr. Smith«, sagte einer der höchsten Beamten von Scotland Yard, der als Vertreter

hergesandt worden war, »als Sie weiterhin mit der Führung des Falles zu betrauen. Um der Form zu genügen, müssen wir allerdings einen unserer Leute herbeordern, der offiziell die Leitung hat und der hinterher alle Lorbeeren einheimsen wird.«

»Nun, vielleicht kann er dann auch die Kugeln mit einheimsen, die um meinen Kopf herumfliegen«, erwiderte Smith trocken und berichtete von dem Schuß im Dunkeln.

»Halten Sie es für die Tat eines Irren?«

»Es liegt im Bereich der Möglichkeit. Andererseits kann dieses wahnsinnige Gelächter auch ein wohlberechnetes Täuschungsmanöver gewesen sein. Bedenken Sie, daß sich der Kampf zwischen den Nerven des Mörders und denen seines Verfolgers abspielt, und daß die Nerven, die zuerst versagen, den Kampf verlieren. Ein wildes, teuflisches, boshafte Gelächter kann auch die Nerven des kaltblütigsten Mannes erschüttern und seinem Schuß die sonstige Sicherheit rauben. Unglücklicherweise für den Mörder schlug aber mein Puls um nichts schneller.«

»Sie sind ein großer Könnner, Mr. Smith! Zu schade, daß Sie nicht bei uns geblieben sind!«

»Wenn ich's getan hätte, wäre ich heute ein vollkommen nutzloser Direktor in Scotland Yard«, bemerkte Socrates Smith, um sich dann eiligst zu entschuldigen, denn sein Gesprächspartner bekleidete diesen hohen Rang.

»Es gibt so manche Begleitumstände bei Mandles Tod, die ich nicht verstehen kann«, fuhr der Beamte fort. »Warum hatte er Handschellen in seiner Tasche? Wen wollte er fesseln?«

»Das weiß der liebe Himmel!«

»Haben Sie übrigens bei dem Brand größere Verluste erlitten, Mr. Smith?«

»Nein. Mein ganzes Gepäck bestand aus einem Handkof-

fer. Dagegen hat Miss Templeton ihre ganze Habe verloren, mit Ausnahme ihres Tagebuches, das sie anscheinend unter dem Kopfkissen verwahrte. Nach Art junger Mädchen vertraute sie ihm vermutlich die geheimsten und heiligsten Gedanken an, die sie bewegten.«

Der Direktor von Scotland Yard lachte und reichte Smith zum Abschied die Hand.

Als Socrates nach dem Aufbruch Bob Steins, der seit dem Brand keinen Abend mehr in ihrer Gesellschaft verbracht hatte, diese Unterhaltung wiedergab, begann er das junge Mädchen ein wenig zu necken.

»Ich habe in jener Nacht nichts von einem Tagebuch bemerkt«, gestand Lexington überrascht, während Molly, Feuerrot im Gesicht, Soc mit vorwurfsvollem Blick strafte.

»Mr. Smith, Sie waren ein Scheusal, dem Direktor so etwas zu erzählen. Weder heiligste noch geheimste Gedanken habe ich meinem Tagebuch anvertraut - schon deshalb nicht, weil ich keine habe.«

Er zwinkerte ihr zu.

»Wenn ich eine junge Dame sehe, die ein kleines, dickes, verschließbares Buch an ihre Brust preßt, so wittere ich immer Beichten und Seelenergüsse.«

Ein wenig verschämt gab Molly nach und nach zu, daß sie seit vielen Jahren Tagebücher geführt habe, die aber sämtlich durch das Feuer vernichtet worden waren, mit Ausnahme des einen, das sie ergriffen hatte, als sie vom Rauch und dem Knacken des brennenden Gebäudes geweckt worden war.

»Warum hast du sie mit ihrem Tagebuch gehänselt?« fragte Lexington, sobald sie allein waren.

»Und warum sollte ich nicht irgend jemand mit irgend etwas hänseln?« gab Socrates zurück.

»Vermutest du, daß das Buch etwas. . .«

»Nun?« ermutigte ihn der Ältere.

»... über Mandle oder Jetheroe enthält? Vielleicht Notizen, die für Molly gefährlich werden könnten?«

»Das kann leicht zutreffen.«

»Aber was sie über die beiden weiß, hat sie uns doch mitgeteilt.«

»Ich sagte ja auch nur, daß es zutreffen könnte«, versetzte Socrates, wobei er nach seiner Zeitung griff.

Lexington holte das junge Mädchen zu einem Spaziergang ab. Dieses langsame Schlendern in Sicht des Wirtshauses war ihnen allmählich zur Gewohnheit geworden und dehnte sich jedesmal länger aus.

»Sie sind meinem Bruder doch nicht böse wegen der Neckerei?« begann Lex.

»Aber nein, er ist ein sehr lieber Mensch!«

»Oh! Ich befürchtete schon, Sie könnten ihn nicht leiden!« Sie lachte leise.

»Ist das so schwer festzustellen, ob ich jemand gern habe?«

Er nahm einen kühnen Anlauf.

»Haben Sie mich denn ein wenig gern?«

»Sie . . .?« Wenn sie nicht überrascht war, so war sie eine Meisterin der Verstellung. »Aber natürlich - das wissen Sie doch, Lexington.«

Und plötzlich hielt er sie in seinen Armen.

Für Lexington Smith war es ein überwältigender Moment.

»Meinen Segen habt ihr!« murmelte Socrates, der ein sehr gefesselter, wenngleich unfreiwilliger Zuschauer war, da sich die beiden für diese Gelegenheit die Spitze einer kleinen Anhöhe ausgesucht hatten und sich deutlich von dem Abendrot des westlichen Horizontes abhoben.

Mehr als eine Stunde verging, ehe Soc ihre Stimmen vor der Tür des Wohnzimmers hörte. Und dann betrat Lexing-

ton allein das Zimmer - strahlend, glücklich, wie auf Wolken gehend.

Er setzte sich seinem Bruder gegenüber und bückte ihn mit glänzenden Augen an.

»Soc, altes Haus, ich habe dir etwas zu sagen.«

»Du hast dich mit Molly Templeton verlobt«, kam ihm der andere zuvor.

»Woher . . . woher weißt du das?« rief Lex verblüfft.

»Ich habe euch gesehen! Ein schönes Bild, das mir meine verpaßten Gelegenheiten ins Gedächtnis zurückrief.«

»Du hast uns gesehen?«

»Allerdings. Ihr habt für eure Zärtlichkeiten ausgerechnet den Gipfel eines Hügels gewählt, so daß ich dachte, das geschähe absichtlich.«

Lexingtons Gesicht wurde lang und länger.

»O Gott, wenn Molly das wüßte . . .!«

»Molly wird es eben nicht erfahren, und außerdem ist das ja auch nichts Ungehöriges!« unterbrach ihn der Ältere. Dann wurde er nachdenklich. »Werdet ihr eure Verlobung geheimhalten?«

»Ja. Molly findet eine Veröffentlichung so bald nach dem schrecklichen Ende ihres Stiefvaters nicht richtig.«

Langsam an seiner Zigarre ziehend, nickte Socrates zum Zeichen seines Einverständnisses.

»Auch aus einem anderen Grunde. Morgen werden wir nach dem ›Prinzenhof‹ übersiedeln, und ein klein wenig Rücksicht müßt ihr wohl auch auf Bob Steins Gefühle nehmen.«

»Können wir nicht hier im Gasthaus bleiben?« fragte Lexington, und man merkte den Unmut in seiner Stimme.

»Damit würden wir Bob Stein vor den Kopf stoßen, nachdem er uns schon so oft eingeladen hat - um so mehr, da wir gezwungen sind, bis zur Aufklärung des Falles in seiner

Nachbarschaft zu bleiben. Du mußt dich für diese beschränkte Zeit dareinfügen, Lex. Sobald wir nach London zurückgekehrt sind, sehe ich keinen Hinderungsgrund für eure baldige Trauung.«

»Weiß Molly von unserem morgigen Umzug?«

Socrates bejahte.

»Komisch, daß sie nichts darüber gesagt hat!«

»Wahrscheinlich legt sie der Sache weniger Bedeutung bei als du«, vermutete Socrates. »Sei vernünftig, Lex. Wir machen einen ganz annehmbaren Tausch, denn der ›Prinzenhof‹ ist ein herrlicher Besitz und bekannt wegen seiner Gärten.«

Als Lexington später auf dem Weg zu seinem Schlafzimmer an Mollys Tür vorbeikam, schob er einen dicken Brief darunter.

Eigentlich gab es keinen Grund, dem jungen Mädchen auf vielen Seiten seine Liebe zu beteuern, die in der kurzen Spanne Zeit kaum hätte erkalten können. Aber in der Zeitrechnung Liebender zählen Minuten des Getrenntseins wie Jahre . . .

Die junge Dame, die gerade Aufzeichnungen in ihr Tagebuch machte, unterbrach diese Tätigkeit, hob den Brief auf und las ihn hingerissen, um ihn schließlich unter ihrem Kopfkissen zu verwahren. Sodann fügte sie dem Bericht über die großen Ereignisse des Tages noch einen enggeschriebenen Passus hinzu.

Molly ging zu Bett, aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Zwischen Wachen und Träumen hörte sie die Kirchturmuhren eins schlagen. Dann riß sie jählings die Augen auf ... fuhr herum ... sah eine dunkle Gestalt am Schreibtisch stehen und einen gelben Lichtschein über seine Platte gleiten.

»Wer ist da?« rief sie erschrocken.

»Keinen Laut, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!«

Eine hohe Fistelstimme, und in dem Lichtschein der Schimmer von blauem Stahl!

Trotzdem wagte sie zu flüstern: »Was wollen Sie?« Aber der Eindringling würdigte sie keiner Antwort.

Molly konnte sein Gesicht nicht sehen, da die untere Hälfte durch ein blauseidenes Taschentuch und die obere durch eine tief in die Stirn gezogene Mütze verhüllt wurde.

Ein gedämpftes Aha verriet, daß der Fremde gefunden hatte, wonach er suchte. Er schob mit der linken Hand etwas in seine Tasche, während die rechte die Pistole vom Schreibtisch wieder aufnahm. Plötzlich verlöschte seine Lampe . . . und Molly hörte, wie der Eindringling sich zur Tür zurücktastete.

»Ich werde draußen zehn Minuten stehenbleiben. Wenn Sie schreien ...«

Er sprach den Satz nicht zu Ende, aber die Drohung prägte sich auch so ein.

Leise fiel hinter ihm die Tür ins Schloß.

Wie war er nur hereingekommen? Molly erinnerte sich bestimmt, daß sie abgeschlossen hatte ... Knarrten da nicht die Treppenstufen ...? Minuten, die endlos schienen, lauschte sie. Schließlich konnte sie diese unheimliche Spannung nicht mehr ertragen, sie sprang aus dem Bett, griff nach ihrem Morgenmantel und hetzte über den Korridor zum gegenüberliegenden Schlafzimmer von Smith senior.

»Wer ist da?« antwortete unmittelbar auf ihr Klopfen seine Stimme.

»Molly.«

Im Nu brannte drinnen das Licht, im Nu stand Socrates im Hausrock in der offenen Tür.

»Was ist passiert?«

Unter Schluchzen berichtete sie.

Soc nahm hastig seine Pistole vom Nachttisch und jagte die Treppe hinunter. Als er ein paar Minuten später zurückkehrte, erfuhr sie, daß die Haustür offengestanden habe, aber niemand mehr zu sehen gewesen sei.

»Nun will ich einen Blick in Ihr Zimmer werfen«, sagte er und beleuchtete mit seiner Taschenlampe die Außenseite ihrer Tür.

Das Ende des Schlüssels ragte hervor.

»Da haben wir's ja, wie der Kerl hineinkam! Diese altmodischen Schlüssel lassen sich ganz leicht von außen herum-drehen, wenn man eine genügend starke Kneifzange anwendet! Fehlt etwas?«

»Ich habe noch nicht nachgesehen«, erwiderte Molly und ging zum Schreibtisch. Dann wurde sie abwechselnd blaß und rot.

»O Gott! Mein Tagebuch ist fort . . .«

»Dieses Dorfwirtshaus ist alles andere als eine sichere Festung - es gibt hier wenigstens sechs Stellen, wo man bequem einsteigen kann«, berichtete Socrates am nächsten Morgen beim Frühstück. »Insofern bin ich heilfroh, daß wir heute in den ›Prinzenhof‹ übersiedeln.«

»Warum hast du mich diese Nacht denn nicht gerufen?« fragte sein Bruder in vorwurfsvollem Ton.

»Es ist mir gelungen, Miss Templeton auch ohne deinen Beistand zu beruhigen. Und ich wußte wirklich nicht, welchen anderen Dienst du hättest leisten können, nicht wahr, Molly?«

Miss Templeton blickte stumm auf ihren Teller.

»Wozu braucht der Schurke dein Tagebuch?« rief Lexington erregt. »Stand etwas sehr Wichtiges drin?«

»Für mich schon!« gestand Molly. »Ach, Mr. Smith, wenn ich denke, daß irgend jemand es liest!«

Sie war so bekümmert und niedergeschlagen, daß Socrates nicht versuchte, mit einem launigen Einfall ihre Stimmung zu verbessern, um so weniger, als auch ihm der Humor jetzt völlig fehlte.

»Enthält es Eintragungen über Mandle?« erkundigte er sich ernst.

»Ja; sogar viele. Vor meiner . . . vor ... ich meine, bis vor kurzem habe ich viel über ihn geschrieben, noch mehr aber über den guten Mr. Jetheroe.«

»Und was haben Sie über Mr. Mandle geschrieben?«

»Nun, allerlei über seine Gewohnheiten, über sein Verhalten, darüber, wie er den Tag verbrachte. Das Leben war hier so unausgefüllt und monoton, daß ich aus lauter Langeweile meine Beobachtungen über andere zu Papier gebracht habe;

zum Beispiel über die Unzugänglichkeit meines Stiefvaters, wenn er sich an warmen Sommertagen mit seinem Schreibzeug in den Pavillon zurückgezogen hatte und dort bis Sonnenuntergang arbeitete, wobei ihn niemand stören durfte. Timms servierte ihm dort auch die Mahlzeiten, aber selbst er durfte erst kommen, wenn Mr. Mandle ihn durch die zur Küche führende elektrische Klingel rief.«

»Ich habe die Klingel gesehen«, bestätigte Socrates.

»Sie werden dann im Pavillon auch den Marmortisch gesehen haben, Mr. Smith, und den Sessel, der eher schon ein Thron ist und eine sehr kostbare Antiquität aus Italien sein soll. Mr. Mandle schätzte ihn ganz besonders ... im übrigen steht in dem Tagebuch nichts über ihn, was nicht auch jeder vom Personal dem Dieb hätte erzählen können.«

»Seltsam, seltsam!« murmelte Socrates.

Ohne ein weiteres Wort ließ er die beiden allein und wanderte zum ›Waldfrieden‹, der jetzt nur noch aus ein paar rauchgeschwärzten Mauerüberresten und einem Wirrwar von verbrannten Balken bestand.

Der Pavillon lag auf dem höchsten Punkt des Gartens. Er war aus weißem Stein erbaut und machte mit seinem säulengetragenen Portal und dem reichverzierten Giebel einen beinahe klassischen Eindruck. Große Schiebefenster gewährten nach allen Seiten eine schöne Aussicht. Was Molly einen Thron genannt hatte, verdiente tatsächlich diese Bezeichnung. Es war ein Marmorsitz mit hoher Rückenlehne, der auf einem anscheinend massiven Block aus reinem Marmor ruhte.

Dem ganzen Raum haftete etwas Würdevolles an, und es war zu verstehen, daß ein Mann, der viele Mußestunden hatte, ihn als Aufenthaltsort bevorzugte. Als Socrates zum Gasthof zurückkehrte, saß das junge Paar noch immer am Frühstückstisch.

»Vergeßt nicht zu packen«, mahnte er. »Um elf Uhr schickt Stein den Wagen.«

Über das Gesicht des jungen Mädchens huschte eine Wolke.

»Gefällt Ihnen der Plan nicht, im Prinzenhof zu wohnen?«

»Sehr lieb ist er mir nicht!« gab sie zu. »Mr. Stein hat sich zwar stets nett und gefällig gezeigt, aber gerade jetzt« - ein bedeutsamer Blick streifte Lexington - »möchte ich nicht gern unter seinem Dach wohnen.«

Socrates fehlte nicht das Verständnis für ihr Widerstreben, aber aus mancherlei Gründen erschien ihm der Wohnungswechsel förderlich für seine Arbeit. Er benötigte ein Privathaus, wo sein Kommen und Gehen nicht beobachtet wurde und wo er ungestört telefonieren konnte. Außerdem besaß Stein zwei Wagen - vielleicht würde man sie eines Tages brauchen!

Pünktlich auf die Minute erschien der Besitzer des Prinzenhofes und war nicht wenig betroffen, als er von dem nächtlichen Abenteuer des Mädchens hörte.

»Je eher Sie von hier fortkommen, desto besser!« ereiferte er sich. »Los, Timms, das Gepäck aufladen!«

Molly hatte das gesamte Personal ihres Stiefvaters behalten, und die Tatsache, daß Bob Stein seine Einladung auch auf diese Leute ausdehnte, beeinflusste wohl mit ihren Entschluß, seine Gastfreundschaft anzunehmen.

Während Timms noch die Koffer zur Limousine schleppte, machte sich das junge Paar schon zu Fuß auf den Weg.

»Wollen wir nicht auch gehen, Soc?« schlug Stein vor und blickte dem jungen Paar trübselig nach. »Gib'ts was Neues über Jetheroe?«

»Gar nichts, und ich glaube auch nicht, daß wir von ihm hören werden. Rätselhaft, wie sie ihn fortgeschafft haben!«

»Vielleicht hat er sich auf eigenen Beinen entfernt«, warf

Bob hin.

»Möglich, aber ich hatte den Eindruck, daß er, wenn nicht tot, so doch zum mindesten schwer verwundet war!«

»Und trotzdem fanden wir keine Blutspuren, obwohl wir den Pfad mit größter Sorgfalt abgesucht haben, falls die Kugel ihn nur betäubt und er danach das Bewußtsein wieder erlangt hat, kann er sich sehr wohl allein nach Haus geschleppt haben.«

»Sehr schwer, das zu beurteilen«, versetzte Socrates. »In mancher Hinsicht ist Jetheroes Verschwinden viel mysteriöser als Mandles Ermordung oder die Feuersbrunst oder der merkwürdige Einbruch bei Molly!«

Sie hatten den Drei-Eichen-Pfad eingeschlagen, und wie verabredet hemmten sie ihre Schritte unter dem fatalen Ast.

»Haben Sie jemals versucht, das Verbrechen zu rekonstruieren?« fragte Stein.

»Nicht mehr seit der ersten Nacht. Ich weiß natürlich, daß Mandle selbst auf den Baum geklettert ist.«

»Was. . . ? Mit seinen rheumatischen Knien?«

»Über seine Knie weiß ich nichts Sicheres, erwiderte Smith ruhig. »Als ich auf den Baum stieg, besah ich mir zuerst seine Schuhe. Es waren schwere genagelte Stiefel, und zwischen den Nägeln der Sohle hafteten winzige Stückchen Borke, die ich durch eine mikroskopische Untersuchung einwandfrei als Eichenrinde identifizieren konnte.«

»Und wie kam das Seil um seinen Körper?«

»Mit gleicher Berechtigung können Sie mich fragen, wie Jetheroe in den Besitz von John Mandles Revolver gelangt ist!«

Steins Augen hefteten sich in maßlosem Erstaunen auf Smiths Gesicht.

»Mandles Revolver?«

»Gewiß. Sie erinnern sich doch, daß Jetheroes Revolver

neben dem Pfad gefunden wurde, und zwar mit gespanntem Hahn, was deutlich das Mißtrauen und den Argwohn beweist, mit dem Jetheroe zu diesem Rendezvous ging. Nach Timms' Aussage hat dieser gleiche Revolver früher in Mandles Arbeitszimmer gelegen, und überdies gelang es uns, den Waffenhändler aufzuspüren, der ihn an Mandle verkauft hat. Meine Theorie geht nun dahin, daß Jetheroe in der Mordnacht den Revolver gefunden hat - vielleicht war er aus Mandles Tasche gefallen. Wie Gritt uns berichtete, blieb Jetheroe an seiner Haustür stehen, um zweimal einen Revolver, den er aus seiner Tasche gezogen hatte, zu betrachten. Zweimal!«

»Hm, hm . . .!« versetzte Stein nachdenklich. »Vielleicht hat er ihn zweimal betrachtet, weil er ihm neu war, weil er erst ganz kürzlich in seinen Besitz geraten ist.«

»Sehr richtig! Übrigens habe ich auch entdeckt, wie der Mann, der so verrückt lachte, entkommen ist. Bei Tageslicht ist der schmale Pfad ganz leicht zu sehen - er führt zurück zum Weg. Wenn ich nicht wie ein Wilder hinter ihm her durchs Gebüsch gejagt wäre, sondern meinen Bruder wegaufrückwärts geschickt hätte, so würde er den Kerl beim Herausstreten aus dem Gehölz gesehen haben!«

»Eine verdammt komplizierte Affäre!« seufzte Stein.

Langsam weiterschlenkernd waren sie zu dem weit geöffneten Tor der Weißen Villa gekommen, als Socrates seinen Begleiter auf eine stämmige Frau aufmerksam machte, die ihnen zuwinkte.

»Das scheint Jetheroes Haushälterin zu sein«, meinte er und wartete, bis die atemlose Frau sie erreicht hatte.

»Ich habe die Herren vom Fenster aus kommen sehen«, keuchte sie.

»Und? Was gibt's? Ist Mr. Jetheroe gefunden worden?«

»Nein, Sir. Aber beim Aufräumen habe ich ein paar son-

derbare Dinge entdeckt, die ich Ihnen zeigen möchte. Sie sind doch der Herr von der Kriminalpolizei?»

Socrates nickte und folgte der umfangreichen Dame ins Haus, wo sie mit einer dramatischen Geste die Tür zum Badezimmer öffnete.

»Da!« Sie wies mit dem Zeigefinger auf zwei Taschentücher, die auf einem Stuhl lagen. Allerdings waren sie schwer als solche zu erkennen, da sie steif und zusammengeklebt waren.

»Wo haben Sie sie gefunden?«

»Unter der Wanne. Und ich weiß bestimmt, daß sie vorgestern dort nicht gelegen haben, weil ich da persönlich die Reinigung des Badezimmers beaufsichtigt hatte.«

»Blutflecke«, sagte Socrates und überreichte Stein eines der dunkelbraun gefärbten Tücher.

»Und das ist noch nicht alles«, berichtete die Frau triumphierend. »Ich habe mir alles durch den Kopf gehen lassen, und dabei fiel mir Mr. Jetheroes Arzneischränkchen ein, das hier im Badezimmer hängt.«

Sie öffnete die Türen eines weiß lackierten Wandschränkchens, und eine Reihe von Flaschen sowie ein Durcheinander von Binden und Bandagen wurde sichtbar.

»Jemand ist an dem Schränkchen gewesen. Und« - sie wies auf einen blutigen Fingerabdruck - »was sagen Sie hierzu?«

Socrates nahm das Bandageknäuel vorsichtig heraus und fand hinter ihm ein offenes Fläschchen Jod stehen, das offensichtlich sehr in Eile benutzt worden war, wie ein brauner Fleck auf dem Brett verriet.

»Nach dieser Entdeckung habe ich jedes Eckchen genau abgesucht«, fuhr die Haushälterin eifrig fort, »und ich glaube, daß jemand unter dem Hahn der Badewanne eine Wunde ausgewaschen hat.«

Ein kleiner Fleck auf dem makellosen Weiß der Badewanne schien ihre Vermutung zu bestätigen.

»Sie hätten Detektiv werden sollen«, scherzte Socrates und sagte zu Stein: »Demnach dürfen wir es wohl als Tatsache ansehen, daß Jetheroe hierher zurückgekommen ist und seine Wunde behandelt hat. Aber warum ist er nicht hiergeblieben? Aus welchem Grund ist er wohl wieder verschwunden?«

»Wann war Mr. Jetheroe wohl hier?« forschte Stein.

»Ich könnte darüber auch nicht die kleinste Angabe machen. Wir sind ja alle zur gewohnten Zeit zu Bett gegangen und hatten überhaupt keine Ahnung, daß Mr. Jetheroe etwas zugestoßen war, bis uns um drei Uhr morgens die Polizei herausgetrommelt hat.«

»Wollen Sie mir jetzt bitte auch das Schlafzimmer zeigen«, verlangte Smith, nachdem er noch einmal im Bad gründlich Umschau gehalten hatte.

Mr. Jetheroe war - wie die Haushälterin erzählte - ein sehr ordentlicher, beinahe schon pedantischer Mann, der seine Wäsche und Garderobe stets eigenhändig fortlegte.

»Wir wollen uns erst mal seine Anzüge ansehen«, schlug Socrates vor und öffnete einen Kleiderschrank.

Schon der zweite Anzug, den er vom Bügel nahm, beseitigte jeden noch etwa vorhandenen Zweifel über das Schicksal Jetheroes. Es war ein dunkler Jagdrock, dessen linke Seite sich merkwürdig steif anfühlte. Socrates trat mit ihm ans Fenster.

»Diesen Rock hat er getragen, als er angegriffen wurde - die eine Schulter ist ganz hart von getrocknetem Blut. Also ist Jetheroe am Leben!«

»Aber wo ist er?«

Smith zuckte die Schultern. »Ich glaube, daß wir in ein oder zwei Tagen den Grund seines Verschwindens erfahren

werden. Vielen Dank!« verabschiedete er sich von der Haushälterin. »Und machen Sie sich keine Sorgen mehr um Ihren Herrn.«

Eine Viertelstunde später stand Socrates auf der schönen Freitreppe des »Prinzenhofes«, und erst jetzt brach er das Schweigen, das er auf dem ganzen Weg von der Weißen Villa bis zu Bob Steins Landsitz eingehalten hatte.

»Diese Entdeckung befreit mich von einer großen persönlichen Sorge«, bemerkte er in seiner ruhigen Art.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der andere überrascht. »Ging Ihnen Jetheroes Verschwinden denn so sehr zu Herzen?«

»Zu Herzen gehen? Das ist wohl nicht der richtige Ausdruck. Aber dadurch, daß sich Jetheroe noch unter den Lebenden befindet erhalte ich noch eine Atempause; denn der unbekannte Mörder John Mandles wird erst Jetheroe beseitigen wollen, bevor er sich an mich heranmacht.«

»An Sie . . .?« sagte Stein langsam. »Also fühlen Sie sich bedroht?«

»Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß er auch mich umbringen will, und ich male mir aus, daß die Methode meiner Vernichtung eine sehr interessante sein wird - sowohl für mich als auch für den anderen«, setzte er grimmig hinzu.

Kurz nach ihnen trafen auch Molly Templeton und Lex ein.

Bob Stein hatte für Molly das schönste Zimmer des Hauses bestimmt, einen großen Raum, der auf die Parkanlage hinausging.

Molly freute sich aufrichtig über Steins Fürsorge, weit mehr indes über die guten Nachrichten Jetheroe betreffend.

»Ob er wohl hier in der Nahe geblieben ist . . .?« grübelte sie, als sie nach Tisch in Socrates' Begleitung im Garten

spazierenging.

»Das glaube ich nicht.«

»Aber warum versteckt er sich . . . ? Er hat doch nichts Böses getan.«

»Nein, Molly, Mr. Jetheroe hat in der letzten Zeit nichts Böses getan.«

»In ... in der letzten Zeit?« stammelte sie.

»Mr. Jetheroe hat ein hartes Leben hinter sich«, begann Socrates vorsichtig. Vielleicht war jetzt der Moment gekommen, um Molly ihre nahe Verwandtschaft mit Jetheroe zu erklären. »Aber Sie müssen bedenken, mein Kind, daß dem jetzigen Mr. Jetheroe die Dummheiten seiner Jugend kaum angelastet werden können. Ich sagte bereits: Er hat ein hartes Leben hinter sich und er hat viel Schweres erdulden müssen.«

Das junge Mädchen war blaß geworden.

»Glauben Sie, daß er an der Ermordung Mr. Mandles beteiligt war?«

»Durchaus nicht, er ist daran vollkommen unschuldig!« beruhigte er sie. »Es umgibt ihn nur ein kleines Geheimnis, das aufgeklärt werden muß.«

»Aber warum versteckt er sich? Was hat er zu befürchten?«

»Die Wiederholung seines unangenehmen Abenteuers von vorgestern Nacht«, erklärte Socrates ernst. »Und nun zerbrechen Sie sich nicht länger den Kopf! Da kommt Lexington, der wird Sie auf andere Gedanken bringen.«

»Ein Bote aus London erwartet dich in der Halle«, meldete sein Bruder, und Socrates eilte dem Hause zu.

Der Bote entpuppte sich als ein Angestellter der London & Surrey Bank.

»Unsere Direktion hat mich auf Veranlassung von Scotland Yard zu Ihnen geschickt. Ich gehöre nämlich zur

Lothbury Filiale, die Mr. Jetheroes Konto führt.«

»Einen Augenblick«, bat Socrates, der den Besucher ins Eßzimmer geführt hatte. »Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir in den Garten, am besten unter die Kohlköpfe des Gemüsegartens, die haben bestimmt keine Ohren.«

Im Garten nahm der junge Herr seinen Bericht wieder auf.

»Wir haben die Nachricht von Mr. Jetheroes Verschwinden leider zu spät gelesen, denn eine Stunde vorher haben wir noch einen Scheck von ihm über fünfhundert Pfund ausbezahlt. Dies ist er.«

»Wer hat ihn vorgelegt?«

»Unser Kassier sagt, es war Mr. Jetheroe selbst.«

»Ist ihm irgend etwas an Mr. Jetheroe aufgefallen?«

»Gewiß. Jetheroe hat einen dicken Verband um den Kopf gehabt und erzählte, daß er mit seinem Motorrad gestürzt sei.«

»Hat er Andeutungen gemacht, daß er verreisen wolle?«

»Keine Silbe.«

Socrates Smith zupfte sich nachdenklich am Ohrläppchen.

»Darf ich fragen, wie hoch Mr. Jetheroes Kontostand ist?«

»Unser Direktor hat vermutet, daß Sie diese Frage an mich richten würden, und hat mir erlaubt, sie zu beantworten. Mr. Jetheroe hat viertausend Pfund in bar und einen erheblichen Bestand an Obligationen. Er hat vor sechs Jahren eine sehr vermögende Tante beerbt, die auch unsere Kundin gewesen ist; auf diese Weise ist auch er unser Bankkunde geworden. Als unser Direktor gestern die Nachricht von seinem Verschwinden las, hielt er es für das beste, sich mit Scotland Yard in Verbindung zu setzen.«

»Vielen Dank für Ihre Mühe«, erwiderte Socrates nach einer Weile. »Daß Mr. Jetheroe lebt, habe ich heute morgen auch hier festgestellt. Wann wurde übrigens der Scheck vorgelegt?«

»Gestern mittag um halb zwölf, und in Anbetracht der Nachricht. . .«

Socrates blickte ihn verwundert an.

»Was für eine Nachricht? Was meinen Sie damit?«

»Verflixt!« entfuhr es dem jungen Mann. »Das hätte ich fast vergessen. Schauen Sie her!«

Er drehte den Scheck um. Dicht neben der perforierten Kante standen in dünner Bleistiftschrift die Worte:

»S.S. Verlassen Sie Molly nicht. J.«

Es gab keinen Zweifel, diese Nachricht war für ihn bestimmt. Jetheroe hatte ganz richtig überlegt, daß die Bank sich sofort an Scotland Yard wenden werde und daß damit der Scheck an Socrates Smith gelange. »S.S. Verlassen Sie Molly nicht. J.«

Also drohte auch dem jungen Mädchen Gefahr; nur schien selbst Jetheroe nicht zu wissen, in welcher Form sie nahen würde.

»Verzeihen Sie mir, Sir«, stotterte der junge Angestellte, »diese Nachricht ist ja die eigentliche Ursache meines Hierseins. Diese Zeile wurde übrigens erst im Büro des Direktors entdeckt. Wir verfolgen nämlich die Praxis, einen Scheck, auch wenn der Kunde ihn auf sich selbst ausstellt, von ihm indossieren zu lassen, was durch ein Versehen des Kassiers in diesem Falle unterblieben war. Und als man Mr. Jetheroes Scheck dann im Büro des Direktors umdrehte, entdeckte man die Notiz.«

Demzufolge - sinnierte Socrates - beabsichtigt Jetheroe, noch weiterhin in seinem Versteck zu bleiben; und das macht es ihm unmöglich, Molly selbst zu schützen, obwohl sie seiner Meinung nach des Schutzes bedarf ...

Er fuhr den Bankbeamten in einem von Steins Wagen zum Bahnhof und kehrte rechtzeitig zum Abendessen zurück.

Weder Stein noch seinem Bruder gegenüber äußerte er sich über den Besucher. Es wurde mit Recht behauptet, daß Socrates Smith ein sehr verschlossener Mensch sei, und es gab kaum jemand, der so wenig Ermunterung und Hilfe von außen brauchte wie er. In solchen Zeiten konzentrierten Überlegens zeigte er sich noch weniger umgänglich als sonst, und Bob Stein, der dieses Symptom kannte, war der Mei-

Meinung, daß die Entdeckung in Mr. Jetheroes Badezimmer ihn so schweigsam gemacht hatte.

Trotz seiner Versunkenheit gewährte Soc aber mit stiller Freude die einwandfreie Haltung Steins gegenüber Lex und dem jungen Mädchen. Anscheinend haderte er nicht mehr mit dem Schicksal, das diese beiden jungen Leute füreinander bestimmt hatte, sondern fügte sich philosophisch in die Situation.

»Na, alter Junge«, polterte er, als Socrates ihm gute Nacht wünschte, »das waren drei höchst aufregende Tage für Sie!«

»Wirklich nur drei Tage? Mir kommen sie wie drei Jahre vor!«

»Ich habe heute mit Molly über den ›Waldfrieden‹ gesprochen«, fuhr Stein fort. »Sie will ein neues Haus bauen lassen und das Besitztum dann verkaufen. Es hängen zu viele häßliche Erinnerungen daran, sagte sie, als daß sie dort leben möchte - und ich kann ihr nur zustimmen.«

»Hoffentlich verschiebt sie den Beginn des Neubaus aber so lange, bis ich mit meiner Suche fertig bin.«

»Erwarten Sie denn noch immer, irgendwelches Beweismaterial in dem Ruinenschutt zu finden?«

Socrates nickte lächelnd.

»Seit dem Morgen nach der Brandnacht arbeiten dort drei Mann für mich unter Leitung eines der fähigsten Beamten der Londoner Bergungsgesellschaft.«

»Ach so! Ich bemerkte gestern, daß einige Leute dort herumwühlten und wunderte mich schon, was sie trieben. Aber ich glaube nicht, daß da etwas zu holen ist!«

»Das ist auch meine Ansicht«, gab Socrates zu. »Doch Sie wissen ja auch, daß einem manchmal bei ganz aussichtslos erscheinenden Bemühungen das schönste Material in die Hände fallen kann.«

Am nächsten Morgen ging Socrates wie gewöhnlich hin-

über zum ›Waldfrieden‹. Aber die Auskunft, die er dort erhielt, war alles andere als ermutigend.

»In meinem ganzen Leben ist mir eine so vollständige Zerstörung noch nicht begegnet!« lautete das Urteil des Londoner Fachmannes. »Bis auf unscheinbare Reste ist sämtliches Holzwerk verbrannt.«

»Und wie steht es mit den Resten des Schreibtisches?«
»Ich habe sie förmlich gesiebt - aber mit gänzlich negativem Erfolg! Nicht wahr, Mr. Smith, Sie haben gestern nacht hier die Runde gemacht?«

»Ich? Wieso?«

»Einer von meinen Leuten sah jemand mit einer Taschenlampe herumwandern.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»So kurz nach zehn, denn der Arbeiter - er bewohnt das Häuschen dort drüben - kam vom Dorfkrug zurück, der um halb zehn schließt. Da er glaubte, daß Sie dort herumstreiften, achtete er nicht weiter darauf.«

Socrates hielt den Kopf gesenkt. Was hatte dieser Unbekannte nächtlicherweise auf dem Trümmerfeld zu suchen?

»Stellen Sie von heute an einen Mann zur Nachtwache ab. Und dabei fällt mir ein: Die Arbeiter dürfen auf keinen Fall den Pavillon benutzen. Ich habe gestern beobachtet, daß zwei dort ihre Mittagspause verbrachten.«

»Ich habe sie bereits verwarnt«, erwiderte der Beamte.
»Aber es ist schon zu verstehen, daß sie sich das schönste Plätzchen für ihre Freizeit gewählt haben.«

Sie stiegen langsam den steilen Weg hinauf, der zu der Höhe führte.

»Es ist sehr kostbarer Marmor«, erläuterte Socrates, als er die Tür des Pavillons öffnete. »Verdammt . . .!«

In zwei Stücke zerbrochen lag die Marmorplatte des Tisches am Boden. Und auch der Sitz, der Thron aus Marmor,

wie ihn Molly genannt hatte, war umgestürzt worden. »Eine solche Verwüstung würden meine Leute nie anrichten«, erklärte der Beamte, über die Bruchstücke der Tischplatte hinwegsteigend. »Hallo, Sir, was halten Sie hiervon?«

Der Sockel des Thrones, den Socrates für massiv gehalten hatte, war in Wirklichkeit ein Hohlraum, auf dessen Boden ein flacher Kasten stand. Eine Zinnkassette mit aufgebrochenem Schloß, leer - mit Ausnahme eines Blattes, das der Verbrecher in der Eile wahrscheinlich übersehen hatte. Es war eine Titelseite und trug in Mandles energischen Schriftzügen, die Socrates so gut kannte, die Überschrift:

*Bericht von John Handle, früher Inspektor der
Kriminalabteilung von Scotland Yard, über die
Ereignisse im Pfuhl im Moor am 27. Februar
1902.*

Mehr als dies eine Blatt fand Socrates Smith trotz emsigen Suchens nicht - der nächtliche Unbekannte mit der Taschenlampe hatte sich alles andere angeeignet! John Mandles Aufzeichnungen existierten also doch noch . . . aber wer hatte sie jetzt in Händen?

Zwei Arbeiter wurden herbeigerufen, die den unversehrt gebliebenen Sitz wieder auf den Sockel hoben.

»Das Herunterwerfen hätte sich der Dieb ersparen können«, erklärte der Londoner Beamte. »Sehen Sie, Mr. Smith, die Rückseite des Stuhles sitzt auf einem Zapfen, und das Gewicht ist so genau ausbalanciert, daß der kleinste Druck der Hand genügt, damit der Stuhl die Öffnung freigibt.«

Als Socrates wieder auf dem »Prinzenhof« anlangte, erfuhr er, daß Bob Stein zur Entlohnung der Landarbeiter auf seine etwa zehn Meilen entfernte Farm gefahren war; seinen Bru-

der entdeckte er erst nach längerem Suchen an einem schattigen Fleckchen, wo er mit Molly in ein offensichtlich höchst interessantes Gespräch vertieft war.

»Es tut mir leid, dich zu stören, Lex«, begann Socrates, als er den jungen Verlobten auf sein Zimmer gelotst hatte, »aber du wirst gleich sehen, daß meine Neuigkeit das rechtfertigt: Ich habe jetzt das Versteck von John Mandles Manuskript gefunden.«

»Und auch das Manuskript?«

»Leider nur diese eine Seite.«

Hastig überflog Lexington die wenigen Zeilen.

»Also das Titelblatt. Glaubst du, daß sich auch der Rest noch dort befunden hat?«

»Jemand war an der Zerstörung des Manuskriptes soviel gelegen, daß er selbst vor einer Brandstiftung nicht zurückgeschreckt ist, um sein Ziel zu erreichen. John Mandle hat irgendeine Gewissenslast mit sich herumgeschleppt, die ihn offenbar mehr quälte und mehr an seinen zerrütteten Nerven schuld war als das Verbrechen, Mollys Mutter zur Bigamie verleitet zu haben. Er hat sich vor einer ganz bestimmten Person gefürchtet, und er wußte genau, daß diese Person alles versuchen würde, seine Beichte - denn eine solche ist es - in die Hand zu bekommen; deshalb bewahrte er sie im Pavillon auf, weil er sie hier am sichersten glaubte.«

Lexington dachte ein Weilchen nach.

»Sollte es Jetheroe gewesen sein?« murmelte er vor sich hin.

»Wenn er es aber war, der unbedingt das Manuskript vernichten wollte, so war auch er es, der Mandle ermordet hat.«

»Wer weiß!« lautete die vage Antwort Socrates', obwohl er nicht im mindesten Lexingtons Meinung teilte. Dann wich er von dem Thema gänzlich ab.

»Du, Lex, ich habe einen neuen Kammerdiener engagiert.«

»Was? Du willst dem braven Septimus den Laufpaß geben...?«

»Nein, natürlich nicht; aber ich kann ihn nicht hierherkommen lassen. Du weißt, was er für eine Abneigung gegen fremde Häuser und fremde Menschen hat, und daß er stolz darauf ist, sich in seinem ganzen Leben nie weiter als zwei Meilen von Regent's Park entfernt zu haben. Statt seiner kommt Frank.«

»Und wer, zum Kuckuck, ist dieser Frank?«

»Eine Perle von einem Diener. Hat in Oxford studiert, war Sekretär zweier Polizeidirektoren und sieht so aus, als werde er eines Tages selbst Polizeidirektor sein.«

Lexington piffte leise durch die Zähne. »Also mit anderen Worten: ein Kriminalbeamter!«

»Ganz recht. Und ich brauche ihn dringend.«

»Aber wie wird sich Stein dazu stellen?«

»Er wird gar nichts davon erfahren. Gewiß, es ist nicht ganz korrekt, einen Kriminalbeamten in sein Haus einzuschmuggeln; ich erhielt aber Instruktionen« - er lächelte verschmitzt im Gedanken an die Botschaft auf dem Scheck - »die befolgt werden müssen. Übrigens bin ich der Ansicht, daß Bob Stein nicht als Beschützer für Molly genügt. Auch du nicht!« wehrte er den Protest seines Bruders ab. »Du bist zu verliebt, und das lähmt dein Denken. Frank dagegen wird fabelhaft auf dem Posten sein.«

»So! Ich soll Molly also nicht beschützen können!«

»Nein«, antwortete Socrates kurz, »und um so weniger, als du gar nicht hier sein wirst. Ich habe mich nämlich entschlossen, diesem ›Pfuhl im Moor‹ einen Besuch abzustatten, und du wirst mich begleiten. Ich habe so eine Ahnung, daß sich die Reise nach Devonshire lohnt!«

»Ach, deshalb läßt du Frank kommen«, sagte Lexington.

»Allerdings. Und da Frank, soviel ich weiß, mit einer sehr hübschen jungen Dame, der Tochter eines Oxforder Professors, verlobt ist, kannst du völlig beruhigt sein!«

Noch am selben Nachmittag traf Frank ein, ein ruhiger, gutausschender junger Mann, der sofort an seine Arbeit ging, Mr. Socrates Smiths Kleider ausbürstete, die Hosen bügelte, und der im Dienstzimmer freundschaftliche Aufnahme fand.

»Ist es Ihnen sehr unangenehm, daß ich Ihnen noch einen Menschen aufhalse?« fragte Socrates Bob Stein nach seiner Rückkehr.

»Nicht im geringsten. Aber was ist aus dem wackligen alten Herrn geworden, der Sie in Regent's Park betreute?«

»Septimus verabscheut Reisen, und außerdem läßt seine Arbeitskraft auch schon ein bißchen nach«, sagte Socrates munter die halbe Wahrheit. »Ich habe ihm den Neuen damit mundgerecht gemacht, daß ich behauptete, er solle Lexington bedienen . . . Und nun möchte ich Ihnen etwas Wichtiges mitteilen.«

In Steins behaglichem Arbeitszimmer erzählte er von der großen Entdeckung im Pavillon.

»So ein Querkopf!« sagte Stein langsam. »Sein kleines Geheimnis unter dem Marmorsitz aufzubewahren! Was mag wohl in dem Manuskript stehen?«

«Höchstwahrscheinlich eine gruselige Geschichte. Ich werde nachspüren müssen, was Mandle am 27. Februar 1902 getan hat.«

»Da kann ich Ihnen eine Menge Arbeit ersparen«, versetzte Stein und ging zu einem verschlossenen Bücherschrank. »Im Jahre 1902 arbeiteten wir beide viel zusammen, und ich hatte die Gewohnheit, mir über unsere Tätigkeit Aufzeichnungen zu machen. Hier ist das richtige Heft schon - 1902,

der siebenundzwanzigste Februar ...? Aha: ›Mandle und ich durchsuchten den nach Bilbao bestimmten Dampfer Antrim. Keine Spur von Deveroux. Sonntags Rückkehr nach London‹

»Dann kann Mandle an jenem Tag ja gar nicht im ›Pfuhl im Moor‹ gewesen sein, sondern hat von den Ereignissen dort offenbar erst später erfahren«, überlegte Socrates.

»Es scheint so. Wo liegt übrigens dieser ›Pfuhl im Moor‹? Der Name klingt nach Devonshire.«

»Stimmt. Es ist eine Farm am Ashburton-Weg, ein verfallenes Anwesen, das anscheinend einem Franzosen gehört.«

»Warum sehen Sie es sich nicht mal an?«

»Das will ich tun. Ich werde morgen mit Lexington hinfahren. Hat Mandle Ihnen gegenüber diesen Namen einmal erwähnt?«

»Niemals. Wissen Sie, Soc, ich bin mehr und mehr davon überzeugt, daß Mandle verrückt war.«

»Sie meinen geisteskrank?«

»Ja, ich glaube, er litt an Verfolgungswahn. Er hatte allerlei wunderliche Halluzinationen. Ich bin sicher, daß sein Leben niemals ernsthaft bedroht war und daß man alle diese Selbstschüsse und Fallen, die er aufgestellt hat, als Symptome seiner Krankheit auffassen muß.«

»Nun, eigentlich beweist die Art, wie er starb, die Berechtigung seiner Angst«, entgegnete Socrates trocken.

»Weil er ermordet worden ist? Besteht nicht dennoch die Möglichkeit, daß die Person, die ihn erschoss, eine ganz andere war als die... ich möchte sagen, eingebildete, die er erwartete? Mandle war unglaublich mißtrauisch. Bei jedem düsteren, unbewohnten Haus witterte er Geheimnisse; bei jedem verfallenen Gebäude malte er sich allerhand mysteriöse Verbrechen aus.

Vergessen Sie nicht, daß er jedes Jahr ausgedehnte Au-

toreisen durch Devonshire machte, das war sein bevorzugtes Ferienrevier. Vielleicht hat ihn eine dieser Fahrten am ›Pfuhl im Moor‹ vorbeigeführt, und dieser verschrobene Name hat seine Fantasie so beeindruckt, daß er sich irgendeinen romantischen Spuk erdacht hat.«

»Nun, auf alle Fälle will ich mir ›Pfuhl im Moor‹ mit eigenen Augen ansehen.«

»Und wahrscheinlich eine große Enttäuschung erleben«, ergänzte Stein und lächelte ein wenig spöttisch. »Armer Mandle! Nach seinem Tod macht er uns mehr zu schaffen als zu seinen Lebzeiten!«

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, drehte sich Socrates auf der Schwelle noch einmal um.

»Sie haben doch nichts dagegen, wenn Frank in meinem Ankleideraum schläft? Ich verwahre dort eine ganze Menge Kleinigkeiten, die für das Verfahren von Wichtigkeit sein könnten.«

»Durchaus nicht. Falls Sie es nicht doch vorziehen sollten, alles in meinen Safe zu packen. Scheint ein ganz brauchbarer Bursche zu sein, Ihr Frank, nur« - ein kritischer Blick streifte Socrates Smiths Füße - »Ihren Schuhen dürfte er schon etwas mehr Sorgfalt zuwenden!«

Ein wenig später nahm sich Socrates seinen neuen Diener vor.

»Weldon, Sie sind ein verdammt schlechter Schuhputzer. Mr. Stein machte mich darauf aufmerksam.«

»Tut mir aufrichtig leid, Mr. Smith«, entschuldigte sich Frank, »Schuhputzen ist tatsächlich meine schwache Seite. Ich werde mich darin gründlich unterweisen lassen, sobald wir nach London zurückkehren.«

Die Tür zu seinem Ankleidezimmer öffnend, erklärte Socrates: »Sie schlafen hier, Frank; das Bett wird noch hereingestellt. Nebenan befindet sich das Zimmer von Miss

Templeton. Während meiner Abwesenheit müssen Sie die Nächte durchwachen; Sie können ja tagsüber schlafen. Am liebsten wäre es mir, Sie säßen nachts hier im Dunkeln bei angelehnter Tür.«

»Erwarten Sie denn einen Anschlag auf die junge Dame?«

»Mit absoluter Gewißheit!« erklärte Socrates.

Am nächsten Tag fuhren die Brüder in aller Frühe zum Bahnhof, begleitet von Molly Templeton, die dem Zug noch lange nachwinkte. Es folgte eine ermüdende Reise, und die Nacht senkte sich schon hernieder, als sie endlich Exeter erreichten. Vor dem nächsten Morgen konnte nichts mehr unternommen werden; beide waren auch zu abgespannt, um noch für etwas anderes Interesse aufbringen zu können als für die komfortablen Betten des Hotels ›Zur Krone‹. Doch bevor Socrates schlafen ging, führte er noch ein Telefongespräch mit Molly - zu Lexingtons lebhaftem Ärger, denn er erfuhr davon erst hinterher.

Nach einem zeitigen Frühstück bestiegen Soc und Lexington das gemietete Auto. Meile um Meile einer öden Landschaft glitt an ihnen vorüber, bis der Wagen die steilen Gassen von Ashburton hinuntersauste und auf der anderen Hügelseite zu einem einsamen Moor emporkletterte.

»Das muß es sein«, sagte Socrates und wies auf ein Gebäude, daß sich als einziges am Horizont abhob. »Merkwürdig, Dartmoor ist dafür bekannt, daß es keine Bäume dort gibt, und trotzdem scheint diese Farm von einem Wall von Bäumen umgeben zu sein.«

»Nein, Sir, das sind keine Bäume«, mischte sich der Fahrer ein, der die Bemerkung gehört hatte, »es ist eine Mauer«.

»Dann muß sie aber eine stattliche Höhe haben«, erwiderte Socrates erstaunt.

»Sie hat ja auch doppelt soviel gekostet wie der ganze Besitz wert ist«, erklärte der Mann. »In der ganzen Gegend heißt die Farm deshalb auch ›Franzmanns Spleen‹.«

In der Tat wies die Mauer eine derartige Höhe auf, daß so-

gar das Dach des Gebäudes nicht mehr sichtbar war, als der Wagen in ihrem Schatten anhielt.

»Sehr groß ist die Farm ja gerade nicht!« meinte Socrates etwas enttäuscht.

»Es ist Überhaupt keine Farm«, erwiderte grinsend der Fahrer. »Ein Häuschen, weiter nichts! Seinen Namen hat es von einem fünfzehn Minuten entfernten Pfuhl, durch den ein kleiner Bach fließt. Manchmal kann man dort recht fette Forellen fischen.«

Die beiden Brüder gingen um das ganze Besitztum herum, das ein regelmäßiges Viereck bildete - jede Seite fünfundzwanzig Meter lang. Große Glasscherben krönten wie Zinnen die fünf Meter hohe Mauer, und der einzige Eingang in diesen Festungswall war ein starkes Tor aus dicken Eichenbohlen.

»Nun werden wir uns mal das Innere ansehen, Lex«, sagte Socrates.

Er versuchte den großen Schlüssel mit dem Metallschild, der sich aber anfänglich widerspenstig zeigte. Da Smith jedoch in weiser Voraussicht ein Ölkännchen mitgenommen hatte, dessen Inhalt er in das Schlüsseloch träufelte, hatte sein zweiter Versuch mehr Erfolg. Mit grellem Kreischen drehte sich der Schlüssel, und knarrend öffnete sich das Tor ein paar Zentimeter weit. Ein neues Hindernis mußte überwunden werden, denn auf der Innenseite wuchs ein großer Strauch und preßte sich mit seinen Zweigen gegen den Torflügel.

»Das Tor ist mindestens zwanzig Jahre nicht mehr geöffnet worden. Lex, laß dir vom Fahrer die Axt geben, die ich heute morgen gekauft habe.«

Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis sie sich durchzwängen konnten und in dem einstigen Garten standen, der jetzt eine wahre Wildnis von schulterhohem Gestrüpp und

Unkraut war. Die Fenster des kleinen Hauses waren von Läden versperrt, und über dem Ganzen hing eine Atmosphäre von Verfall und Trostlosigkeit, die selbst durch den strahlenden Sommermorgen nicht verscheucht wurde.

»Es hat keinen Zweck, den Garten abzusuchen. Wir wollen uns lieber auf das Haus beschränken. Komm!« forderte Socrates nach einem kurzen Rundblick seinen Bruder auf.

Auch das Haustürschloß gehorchte erst nach einer ausgiebigen Ölung; mit markerschütterndem Quietschen drehte sich die Tür in den Angeln. Vor den Brüdern lag eine geräumige, fliesenbelegte Diele. Dicker Staub lagerte auf dem Eichentisch und dem Stuhl, die nebst einer von Spinnweben verschleierten Hängelampe die einzigen Einrichtungsgegenstände waren. Von den beiden vorhandenen Türen öffnete Socrates die linke, was ein eiliges Trippeln winziger Pfoten zur Folge hatte.

»Mäuse!« konstatierte er. »Denn Ratten lieben das Moor nicht.«

Dann tappte er zum Fenster und stieß die Läden auf.

Das Zimmer war ebenfalls nur mit wenigen Möbeln ausgestattet, deren Qualität man nicht mehr beurteilen konnte. Der Teppich war fast ganz von Generationen von Mäusen zernagt worden, die seine Wolle zu warmen Nestern benutzt hatten, und die Staubschicht auf den Bildern war so dick, daß man nicht einmal ahnen konnte, was sie darstellten.

Im anderen Raum, der etwas größer und mit zwei Fenstern versehen war, strömte ihnen ein eigenartiger Modergeruch entgegen, der dem ersten Zimmer nicht anhaftete. Der Tisch in der Mitte war wie zu einer Mahlzeit gedeckt; an einer seiner Schmalseiten stand ein halb zur Seite geschobener Stuhl. Zur Linken des Tellers hob sich von der Staubschicht ein kleiner, schwarzer, zylinderförmiger Gegenstand ab.

Socrates blies den umhüllenden Staub fort, der in dicken

Wolken aufwirbelte.

»Eine Zigarre! Siehst du, wie sie das Tischtuch verbrannt hat? Diesen dünnen, ungeschickt gerollten Stengeln begegnet man bei englischen Rauchern wohl nicht.«

Er ging hinaus und kehrte mit einem Besen zurück.

»Mach die Fenster auf, Lex. Ich werde mal ein bißchen den Fußboden kehren.«

Er hatte noch kaum damit begonnen, als er innehielt und sich niederbeugte. In seinen Nerven begann es zu prickeln beim Erscheinen eines unregelmäßigen, schwarzen Flecks auf den ungestrichenen Dielen, eines Flecks, wie er ihn ähnlich bei mancher früheren Gelegenheit gesehen hatte.

»Lex, weißt du, was das ist . . . ? Blut!«

»Bist du ganz sicher?«

»In zwei Minuten werde ich noch sicherer sein«, antwortete Socrates, indem er die Stelle mit seinem Taschenmesser abschabte, die Krümel zum Fenster trug und durch ein Vergrößerungsglas betrachtete.

»Die Kristalle sind ganz klar erkennbar ... Wenn wir wieder im Hotel sind, werde ich eine Analyse machen. Aber es besteht gar kein Zweifel, es Ist Blut! Aber wessen Blut?«

Seine scharfen Augen tasteten den ganzen Raum ab, schienen aber nichts zu entdecken; dann arbeitete er von neuem mit dem Besen, bis der ganze Fußboden gekehrt war. »Aha«, er nickte, »hier gehen die Spuren weiter zur Tür. Wahrscheinlich können wir sie auch in der Diele verfolgen.«

Soc hatte richtig vermutet. Es existierten Flecken, die wahrscheinlich bis in den Garten führten. Vor der Türschwelle hatten jedoch Wind und Wetter alle weiteren Spuren zerstört.

Ernst und nachdenklich kehrten die Brüder in den Raum zurück, der offenbar einmal das Speisezimmer gewesen

war.

»Was ist denn das?« stieß Socrates plötzlich hervor und wies auf ein rundes Loch in der Decke.

Sofort kletterte er auf den Tisch und brach mit seinem Messer den Verputz los, so daß seine Finger den darunterliegenden Deckenbalken befühlen konnten.

»Habe ich es mir doch gedacht!«

Er bohrte geschickt mit der Messerspitze weiter, und ein Metallklümpchen von dunkler Farbe fiel in seine Handfläche.

»Nun sag doch, was du gefunden hast!« drängte Lexington.

»Eine Kugel, mein Junge, die schon durch einen Körper gegangen ist, denn sie büßte bereits ihre Form ein, ehe sie ins Holz einschlug.«

»Also ein Mord?« flüsterte sein Bruder.

»Entweder ein Mord - oder ein Mordversuch.«

Im oberen Stockwerk befanden sich zwei Schlafzimmer, die beide möbliert waren. Aber nur ein einziges der Betten enthielt Kissen und Decken - verschlissen und zerfressen. Neben dem Bett gähnte ein geöffneter leerer Lederkoffer, aus dessen Deckelfutter man das Firmen- oder Namensschild herausgeschnitten hatte. Leer war auch ein unter dem Bett liegender Koffer.

»Eine merkwürdige Geschichte«, brummte Socrates. »Reisende pflegen ihre Kleidung doch nicht als Bündel unter dem Arm mitzunehmen und die Koffer zurückzulassen. Vielleicht finden wir in der Küche eine Erklärung.«

Die Küche lag auf der Rückseite des Hauses, ein großer Raum mit niedriger Decke. Die beiden Fenster waren nicht nur vergittert, sondern überdies noch durch schwere Läden und Eisenstangen gesichert; es kostete mehr als eine halbe Stunde Arbeit, um das Tageslicht hereinzulassen.

Socrates' erster Bück galt dem ungefügen, altmodischen Herd. Sein Inneres war von wahren Aschenbergen angefüllt, die zum Teil sogar herausgequollen waren und sich auf dem Fußboden mit dem Staub von Jahrzehnten vermischt hatten.

»Wenn das nicht der Rest eines Kragens ist, will ich Brown heißen«, ließ sich Socrates, der in dem grauen Pulver wühlte, nach einer Weile vernehmen. »Aber mehr kann ich auch nicht entdecken. Komm, Lex, zurück ins Eßzimmer!«

Auch auf dem Rost des Kamins häufte sich die Asche. Mit unendlicher Sorgfalt, Schicht um Schicht, Flocke um Flocke, durchsuchte sie Socrates - und seine Mühe wurde belohnt. Denn eingeklemmt zwischen zwei Ziegelsteinen lag ein dreieckiges, stark versengtes Stück Papier.

Socrates holte es mit einer Pinzette heraus und hielt es unter die Lupe. »Nanu . . .?«

Neugierig schaute ihm Lexington über die Schulter und versuchte vergebens zu begreifen, wieso dies Gewirr violetter Linien auf gelbem Papier den gelassenen Socrates zu diesem Ausruf des Erstaunens veranlassen konnte.

»Was hältst du davon?« forschte der Ältere.

»Ein Stückchen von irgendeinem Etikett?«

»Falsch, mein Junge. Vollkommen falsch! Es ist der Rest einer Banknote - ob einer Hundert- oder Tausendfrancnote, muß ein Sachverständiger bestimmen. Wenn du den Schnitzel gegen das Licht hältst, kannst du gerade noch die Spur eines Wasserzeichens sehen.«

»Aber Soc! Wer verbrennt schon eine Banknote?« widersprach Lex ungläubig.

»Jemand, der es sich leisten kann, Geld zu verbrennen!« lautete die unbefriedigende Antwort. »Mit den Hilfsmitteln, die wir bei uns haben, ist hier nichts weiter zu machen. Also zurück ins Hotel und in die Badewanne - wir haben es rö-

tig!«

Sie mußten wohl einen sehr merkwürdigen Anblick bieten, denn der Fahrer des Autos brach bei ihrem Anblick in lautes Gelächter aus.

»Wohl 'ne Masse Dreck da drin, Sir?«

»Etwas davon bringen wir mit«, scherzte Socrates.

Auf der Rückfahrt erkundigte sich der Fahrer, ob sie die Farm kaufen wollten, denn in Exeter hatten sie sich als Interessenten für das Anwesen ausgegeben.

»Höchstwahrscheinlich«, erwiderte Socrates. »Können Sie mir vielleicht einen Gärtner empfehlen? Einen zuverlässigen Mann, der das Gras schneidet und das Buschwerk stutzt?«

»Das werde ich selbst übernehmen, Sir. Ich wohne in Ashburton und habe in vierzehn Tagen Urlaub.«

Dieser Vorschlag kam Socrates sehr gelegen; der Mann machte einen vertrauenswürdigen Eindruck.

»Gut! Ich werde für Sie einen Torschlüssel anfertigen lassen. Das Haus selbst aber dürfen Sie nicht betreten. Und sollten Sie beim Instandsetzen des Gartens irgendwelche Gegenstände finden, so bewahren Sie sie sorgfältig für mich auf.«

Als Socrates eine Stunde später das Badezimmer wieder in menschenwürdigerem Zustand verließ, meinte er zu seinem Bruder: »Es war ein guter Einfall, diesen Einheimischen zu nehmen. Hätte ich Leute aus der Stadt hinausgeschickt, so würde es Getuschel und Gerede gegeben haben.«

»Was erwartest du denn eigentlich zu finden?« fragte Lex.

»Erwarten? Man kann nie wissen, was man findet!«

»Und wie reimst du dir das Verbrechen zusammen?«

»Nach meiner Meinung war der Mann, den die Kugel im Speisezimmer traf, der Bankräuber Deveroux; und sehr vieles spricht dafür, daß John Mandle ihn getötet hat.«

»Ihn getötet hat?« wiederholte Lexington, als er sich von seinem Erstaunen wieder einigermaßen erholt hatte. »Aber Deveroux ist doch nach Südamerika entkommen!«

»Wenn er wirklich flüchten konnte, fällt meine Theorie natürlich in nichts zusammen.«

»Bob Stein hat doch in seinen Aufzeichnungen notiert, daß er mit Mandle an jenem Tag in Cardiff gewesen sei...«

»Das mag ja stimmen, wenn du mit ›jenem Tag‹ etwa den siebenundzwanzigsten Februar meinst, den Mandle auf dem Titelblatt seines ›Berichtes‹ erwähnte. Daraus ist aber noch lange nicht zu schließen, daß Deveroux auch an diesem Tage gestorben ist. Bob Stein kann nur etwas über die Tage, an denen er mit Mandle zusammenarbeitete, aussagen, das heißt, bis zu dem Sonntag, an dem sie nach London zurückkehrten. Denn gleich darauf trat Bob Stein eine vierwöchige Ferienreise an, die in die Schweiz führte. Der Chef von Scotland Yard hatte den beiden sehr übelgenommen, daß sie Deveroux entwischen ließen; wahrscheinlich kam es Stein daher sehr gelegen, eine Zeitlang aus seiner Reichweite zu sein.«

»Aber was ist denn nun an diesem bewußten 27. Februar passiert?« beharrte Lexington.

»Das müssen wir eben herauskriegen.«

Am Nachmittag traten die Brüder die Rückreise an, die sie in London unterbrachen, um dort zu Übernachten. Die Weiterreise am nächsten Morgen erfolgte sehr zeitig, weil der ungeduldige Lexington abends vergeblich eine telefonische Verbindung mit dem ›Prinzenhof‹ verlangt hatte. Entweder sei die Leitung gestört oder der Hörer im ›Prinzenhof‹ läge nicht auf, erklärte das Postfräulein von Haslemere.

»Wirst du Stein erzählen, was du entdeckt hast?« erkundigte sich Lexington unterwegs.

»Nein. In Fällen wie diesem können zu viele Auskünfte einen leicht behindern.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Dann will ich es dir durch ein Beispiel erklären, du Unschuldengel«, sagte Socrates lächelnd. »Nehmen wir einmal an, ich setze Bob von meinem Argwohn in Kenntnis, daß Deveroux durch Mandle ermordet wurde. Was geschieht dann . . .? Bob wird mir durch Notizbücher und sonstige Dokumente zu beweisen versuchen, daß Mandle an jenem oder einem anderen beliebigen Tag unmöglich im ›Pfuhl im Moor‹ gewesen sein kann. Nach nichts aber steht einem Kriminalbeamten weniger der Sinn als nach einem Alibi für eine Beschuldigung, die noch gar nicht formuliert ist. . .! Ich werde Bob Stein nur von der Entdeckung eines sehr verwahrlosten Hauses inmitten eines unglaublich verwilderten Gartens erzählen. Erst wenn ich Mandles Täterschaft lückenlos beweisen kann, werde ich Stein aufklären. Und dann bin ich auch in der Lage, meine Hand auf den Mann zu legen, der John Mandle in der Nacht des 3. Juni erschossen hat.«

Bob Stein saß mit seiner Morgenzigarre auf den Stufen der Terrasse, als ihr Auto vorfuhr.

»Hallo, glücklich zurück?« rief er fröhlich. »Erfolg gehabt?«

»Nicht allzuviel«, flunkerte Socrates.

»Warum bringen Sie Molly nicht wieder mit?« fragte Stein.

»Molly . . .? Was soll das heißen?«

»Sie ist gestern nachmittag nach London gefahren«, erklärte Stein, und wenn er eine Bombe geworfen hätte, so würde dies kaum eine verheerendere Wirkung gehabt ha-

ben. »Ich war der Meinung, sie habe eine Verabredung mit Ihnen. Und damit sie den Zug 3.15 Uhr noch erreichte, brachte ich selbst sie mit der Limousine nach Guildford.«

»Hat sie Gepäck mitgenommen?« fragte Socrates.

»Nur eine Handtasche. Warum? Stimmt etwas nicht?«

»Sie hat mir doch fest versprochen, sich bis zu meiner Rückkehr nicht von hier fortzurühren!« Socrates' Stimme klang sonderbar belegt. »Sagte sie Ihnen, was sie in London vorhat?«

Stein schüttelte den Kopf.

»Da ich glaubte, daß sie sich mit Ihnen treffen wollte, habe ich keine Fragen gestellt.«

Von bösen Ahnungen gequält, stieg Socrates zu seinem Zimmer hinauf.

»Frank, was ist mit Miss Templeton los?« fragte er gedämpft, sobald er die Tür hinter sich zugezogen hatte.

»Dieselbe Frage beschäftigt mich schon den ganzen Morgen«, erwiderte der Mann von Scotland Yard. »Genau nach Ihren Anweisungen habe ich gestern nachmittag geschlafen und die ganze Nacht auf der Lauer gesessen. So erfuhr ich erst heute morgen gegen halb sechs, als mir eines der Hausmädchen den Tee brachte, von Miss Templetons Abreise.«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

»Kurz bevor ich mich schlafen legte, traf ich sie in der Bibliothek, wo sie in einem Sessel saß und ein Buch las. Ich wollte mir auch etwas zum Lesen holen, und wir wechselten ein paar Worte miteinander. Als ich die Bibliothek verließ, läutete gerade das Telefon ... mehr weiß ich nicht!«

Lexington war blaß und verstört, er schien plötzlich um Jahre gealtert zu sein. Socrates faßte ihn beruhigend um die Schulter.

»Kaltes Blut, Lex! Wahrscheinlich hat sie ihr Notar nach

London gerufen.«

Aber eine telefonische Rückfrage bei diesem wie auch bei allen anderen in Frage kommenden Personen ergab, daß keine von ihnen am vergangenen Nachmittag eine Verbindung mit dem Prinzenhof gehabt hatte.

»Ich will kein Risiko eingehen«, erklärte Socrates. »Lex, melde der Polizei Miss Templeton als vermißt und benachrichtige Scotland Yard.«

»Daß mir so etwas passieren mußte!« klagte Frank. »Ich mache mir die schrecklichsten Vorwürfe!«

»Aber Sie trifft doch gar keine Schuld. Sie haben genau nach meinen Anweisungen gehandelt. Ich hätte mir allerdings niemals träumen lassen, daß wir auch am hellen Tage ein Auge auf sie haben müßten . . .«

»Halten Sie den Fall...«

»Für sehr ernst«, beantwortete Socrates die begonnene Frage. »Ihr erstes Verschwinden war eine Bagatelle und leicht zu verstehen. Dieses aber? Nein, das gefällt mir ganz und gar nicht.«

Auch Bob Stein konnte keine Anhaltspunkte geben.

»Haben Sie Molly bis auf den Bahnsteig begleitet?« wollte Socrates wissen. »Oder haben Sie sich draußen am Eingang von ihr verabschiedet?«

»Am Fahrkartenschalter. Und ich Esel fragte nicht einmal...«

»Warum sollten Sie denn überhaupt etwas fragen?« fuhr ihn Socrates an, dessen Nerven etwas nachzulassen begannen. »Guildford ist eine sehr lebhafte Stadt, auf deren Bahnhof tagsüber rund fünftausend Personen abgefertigt werden dürften. Und somit erscheint es mir zwecklos, sich bei den dortigen Beamten zu erkundigen.«

»Auf alle Fälle werde ich hinfahren und nachforschen«, entgegnete Bob Stein. »Ebenso kann ich mir die umliegen-

den Ortschaften vornehmen, falls . . .«

»Falls was?«

»Falls sie zurückgekommen ist«, schloß Stein. »Ich bin nämlich jetzt nicht unbedingt davon überzeugt, daß sie nach London fuhr. Vielleicht war das nur eine List.«

»Was meinen Sie damit?« Socrates drehte sich auf seinem Stuhl herum, so daß er dem anderen ins Gesicht sehen konnte.

»Daß vielleicht Jetheroe die Triebfeder des Ganzen ist. Bedenken Sie, daß er lebt, daß er Einfluß auf das Mädchen hat und daß er aus Gründen, die sehr undurchsichtig sind, sich versteckt hält.«

»Jetheroe ...!« wiederholte Socrates gedehnt. »Den hatte ich ganz vergessen.«

Erst am Nachmittag kehrte Stein von seinen Nachforschungen zurück, und gleichzeitig mit ihm kam ein Telegrafbote auf einem Motorrad an.

»Von Molly!« rief Socrates erstaunt, sobald er den an ihn gerichteten Umschlag aufgerissen hatte. Er las laut vor: »Kommen Sie unverzüglich nach Quaker Street 479. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht. Lex bitte mitbringen und Frank bestellen, daß Janet ihn sprechen will.«

Socrates fürchte die Stirn. »Wer ist denn Janet?«

»Ganz egal! Sie ist jedenfalls in Sicherheit!« rief Lex erleichtert aus, während sich Steins Gesicht zu einem breiten Lächeln verzog. Socrates ging nach oben und händigte Frank das Telegramm aus: »Wer ist Janet?«

»Meine Verlobte, Mr. Smith«, erklärte Frank. »Aber wie ist sie mit Miss Templeton zusammengetroffen und was kann sie von mir wollen?«

»Wohnt sie in der Quaker Street?«

»Ganz in der Nähe, am Portman Place.«

»Gut, wir haben gerade noch Zeit, den Schnellzug zu er-

wischen. Hoffentlich enthüllt sich uns auch das andere Geheimnis, denn es gibt zwei.«

»Zwei.. ?« knurrte Frank. »Eher zweiundzwanzig!«

Der Zug fuhr in Waterloo Station ein, als Socrates ganz unvermittelt mit der Faust auf sein Knie schlug.

»Hol's der Teufel!«

Das war für Socrates, der selten fluchte, eine solch ungewöhnliche Ausdrucksweise, daß der ihm gegenüberstehende Frank von seiner Zeitung aufblickte.

»Was ist denn, Mr. Smith?«

»Nichts! Ausgenommen, daß ich ein Idiot bin! Ist Ihre Verlobung bekannt?«

»Gewiß«, lächelte Frank. »Wir haben sie im vergangenen Monat angezeigt.«

»Und ich wette, daß die ›Elegante Welt‹ das Bild Ihrer Verlobten und das Ihrige mit dem Zusatz ›ein vielversprechender junger Beamter von Scotland Yard‹ oder so ähnlich brachte.«

»So ungefähr lautete die Unterschrift«, gab Frank zu. »Warum aber fragen Sie?«

»Das erzähle ich Ihnen später.« Verbissen starrte Socrates Smith vor sich hin.

Als ein Taxi sie vor der Nummer 479 der Quaker Street absetzte, zeigte Lexington verblüfft auf das blankgeputzte Messingschild ›Privatschule für Knaben und Mädchen«.

Das saubere Hausmädchen, das auf ihr Klingeln erschien, verbarg nicht sein Erstaunen über den Besuch und eilte fort, um den Direktor zu holen. Nachdem sie den Zweck ihres Kommens erklärt hatten, sagte der Direktor kopfschüttelnd: »Da muß ein Irrtum vorliegen. Außer meiner Frau und mir wohnt niemand hier im Haus. Haben Sie auch die Adresse nicht verwechselt?«

Als Antwort übergab ihm Socrates das Telegramm.

»Vielleicht ist der Post ein Versehen unterlaufen«, vermutete der Direktor.

»Einen Augenblick«, mischte sich Frank ein. »Gehen wir doch zu meiner Verlobten; ihr Haus liegt gleich um die Ecke.«

Und dort erfuhren sie das Schlimmste: Die junge Dame hatte weder Molly Templeton gesehen, noch wußte sie überhaupt etwas von deren Existenz. Das Telegramm war eine Irreführung.

»Ich bin mir bereits im Zug darüber klargeworden!« sagte Socrates bitter. »Das Ganze war ein Manöver, um uns alle drei vom ›Prinzenhof‹ zu entfernen. Jetzt gibt's nur eins: So rasch wie möglich wieder zurück!«

Aber der letzte Schnellzug war schon fort. Und die Uhr in der Halle schlug halb elf, als sie die Schwelle des Prinzenhofes wieder überschritten.

Zwei Briefe warteten dort auf Socrates. Der erste, hastig mit Bleistift gekritzelt, lautete:

*Lieber Soc,
soeben hat mich Molly aus Weston-super-Mare
angerufen. Ich fahre sofort los, um sie zu holen.
Bob.*

Langsam faltete Socrates den Zettel zusammen und minutenlang blickte er zu Boden. Dann riß er den zweiten Umschlag auf, der den Stempel des Postamtes Haslemere trug.

»Der Telefonanruf von Weston ist natürlich auch Schwindel«, grollte Frank. »Was hat die Bande aber nur im Sinn?«

Ohne auf diese Frage zu achten, wandte sich Socrates mit einem kleinen Lächeln an den Butler.

»Williams, ich gehe jede Wette mit Ihnen ein, daß heute Abend im Dorf eine Kinovorstellung stattfindet.«

Der Mann blickte ihn verwundert an.

»Das stimmt, Sir.«

»Und weiter wette ich, daß Sie heute Wein abgefüllt haben.«

»Auch das ist richtig, Sir!«

»Nun, die zweite Wette wäre unfair gewesen, denn ich hatte gehört, wie Mr. Stein Ihnen heute morgen die Anweisung dazu erteilte.«

Ganz unvermittelt ließ er den Mann stehen und ging die Treppe hinauf.

»Was ist denn nur in Soc gefahren . . .?« murmelte Lexington.

Als er eine Weile später in das Schlafzimmer des Bruders schaute, lag dieser auf dem Bett, völlig angekleidet, aber im tiefsten Schlaf. Socrates wußte, daß ihm eine schlaflose Zeit bevorstand . . .

Außerdem hatte er in Erfahrung gebracht, woher der Anruf am Nachmittag von Mollys Verschwinden gekommen war. Denn der Brief des Postamtes von Haslemere teilte mit: ›Anruf um 3.40 Uhr kam vom Jevington Institut, London, Marylebone 7979.‹

Deshalb schlief Socrates Smith so ruhig und fest.

Lexington und Frank aber saßen die ganze Nacht auf und sahen fahl und müde aus, als sich Socrates am nächsten Morgen, frisch wie ein eben gepflückter Apfel und in fast heiterer Stimmung, zu ihnen gesellte.

»Na, so etwas! Marsch ins Bett, Lex! Du hast doch nicht etwa angenommen, daß Bob von Weston-super-Mare schon nachts zurückkommen würde?« fragte er sarkastisch. »Er wird so gegen halb zehn eintreffen, und du hast also noch Zeit, dich ein wenig hinzulegen.«

Und seine Schätzung war merkwürdig genau! Um drei-viertel zehn brauste die schwere, über und über mit Staub

bedeckte Limousine die Auffahrt herauf, und schwerfällig kletterte Stein mit roten Augenlidern hinter dem Lenkrad hervor.

»Ich hatte die Limousine genommen, weil ich Molly mit zurückbringen wollte«, erklärte er, und seine Stimme klang heiser vor Schläfrigkeit.

»Haben Sie sie gesehen?« fragte Lex gespannt.

»Man hat mich getäuscht. . . Donnerwetter, war das eine Nacht! Haben Sie eine Vorstellung von dem Weg zwischen hier und Weston? Probieren Sie ihn mal in einer stockdunklen Nacht aus! Gibt es irgend etwas Neues?«

»Nichts!«

Bob wankte vor Müdigkeit.

»Dann bis nachher! Ich sehne mich nach einem Bad und meinem Bett«, sagte Bob und verschwand.

»Und euch, Jungens, fehlt dasselbe«, behauptete Socrates. »Ich werde jetzt einen kleinen Bummel durch den Garten machen.«

»Ich möchte lieber mitkommen, Soc.«

»Ich bin auch nicht eine Spur müde«, versicherte Frank, »und sogar ein Spaziergang von zehn Meilen würde mir nichts ausmachen.«

»So?« Socrates schmunzelte, »mir scheint, der Garten ist gerade groß genug für euch!«

Sie folgten dem parallel zum Haus laufenden Weg und waren gerade im Begriff, in die breite, schattige Rotdornallee einzubiegen, als Frank wie angewurzelt stehen blieb und die Augen aufriß.

»Was gibt's?« forschte Socrates und blickte in dieselbe Richtung wie der junge Mann.

In der Mitte des schmalen Weges, der an der Hausecke im rechten Winkel abbog, lag ein Schuh. Der Schuh einer Frau!

Wie ein Geier stürzte Socrates sich darauf. »Mollys

Schuh! Und gestern hat er noch nicht hiergelegen, denn ich bin morgens an dieser Stelle vorbeigekommen!«

Frank schien etwas entgegen zu wollen, aber ein Wink Socrates' ließ ihn schweigen.

»Ich möchte allein sein«, herrschte er die beiden jungen Leute ungeduldig an. »Tut mir den Gefallen und geht schlafen. Vor ein Uhr will ich euch nicht wiedersehen. Und bei Gott, wenn ihr wüßtet, was euch bevorsteht, so würdet ihr im Bett bleiben!«

Drei Männer lagen in schwerem Schlaf, während Socrates seine Theorie zusammenfügte, hier eine raue Kante glättend, dort Fäden knüpfend, bis das Gewebe vollkommen war. Die Nacht zuvor hatte er das Rätsel von Mollys Verschwinden gelöst, aber geglaubt, daß sie freiwillig gegangen war. Der Schuh erzählte eine andere Geschichte. Sie hatte ihn abgestreift und ihn dort fallen lassen - ein eindeutiges Notsignal, und bei seinem Anblick war der Zorn in Socrates Smith erwacht, jene kalte Wut, die sich nur zweimal in seinem Leben bisher an die Oberfläche gewagt hatte. Doch wenn Molly auch in Lebensgefahr schwebte, wenn sie auch starb - er durfte nichts überstürzen.

Der Teig muß gar werden, lautete das Resept, aber er überwachte den Prozeß des Garwerdens mit nervöser Ungeduld.

Gewisse Umstände bedurften noch der Aufklärung, und kurz entschlossen telefonierte er nach einem Taxi, ließ sich nach Haslemere zum Bahnhof fahren, hatte in London mit dem Archivleiter von Scotland Yard eine eingehende Rücksprache und befand sich schon wieder auf der Rückreise, ehe Lexington aus seinem Erschöpfungsschlaf erwachte.

Jetzt! frohlockte Socrates, jetzt! Er hatte die letzten Fäden des Geheimnisses in seinen Händen.

Kurz vor Clapham verlangsamte der Schnellzug sein Tempo und ließ einen elektrischen Vorortzug vorbeifahren. Zerstreut in die Fenster des vorübergleitenden Zuges blickend, trafen Socrates' Augen auf ein Gesicht. . . und er sprang auf.

Jetheroe! Noch immer war seine Schläfe mit Pflasterstreifen bedeckt. Jetzt wandte er den Kopf, und für den Bruchteil

einer Sekunde begegneten sich die Augen der beiden Männer.

Socrates ließ das Fenster herunter, doch schon entfernten sich die Züge voneinander, der eine nach einem der vielen Bahnsteige von Clapham, der andere, um durch die Station zu rasseln.

Jethero...! Einen Augenblick dachte Socrates daran, die Notbremse zu ziehen, war sich aber gleich darauf über die Nutzlosigkeit einer solchen Maßnahme im klaren. Bevor der Zug hielt und bevor er dem Zugführer sein Anliegen erklären konnte, würde der elektrische Zug schon den Bahnhof von Clapham wieder verlassen haben oder Jetheroe in der Menge der Reisenden untergetaucht sein, die aus den Vorortzügen hier ausstiegen.

Wieder zurück, wehrte Socrates etwas ungeduldig den fragenden Blick Lexingtons ab, der vor dem ›Prinzenhof‹ nach ihm Ausschau hielt. »Nein, nein, ich bin nicht gleichfalls vom Erdboden verschwunden!« Er blickte an den Fenstern hoch. »Ist Frank auch schon aufgestanden?«

»Schon seit einer Stunde.«

»Dann schick ihn mir in den Garten. Was macht Bob?«

»Der schläft noch.«

Gleich darauf meldete sich Frank, frisch, und mit klaren Augen.

»Sie wollten mich sprechen, Mr. Smith?«

»Ja, Frank. Erinnern Sie sich an den Prozeß gegen das Jevington Institut vor etwa sieben Monaten?«

»Sehr genau, ich war ja an der Untersuchung beteiligt. Das Jevington Institut war eine nicht konzessionierte Privatanstalt. Die Leitung hatte eine gewisse Mrs. Barn. Dort sind ziemlich üble Dinge passiert!«

»Wie hatte das Urteil gelautet?«

»Sechs Monate Zwangsarbeit.«

»Und da bei guter Führung oft ein Teil der Strafe erlassen wird, könnte sie sich jetzt wieder auf freiem Fuß befinden«, grübelte Socrates.

»Ich habe heute morgen dort angerufen, Frank, und der Mann, der diese vielversprechende Anstalt führt, teilte mir mit, daß Mrs. Barn sich auf einer Geschäftsreise befinde. Kann sein, daß das eine Ausrede ist... falls sie noch sitzt! Jedenfalls fahren Sie jetzt unverzüglich nach London, kundschaffen bei diesem Mann, der wahrscheinlich ihr Ehemann ist, aus, wo sich Mrs. Barn zur Zeit aufhält, und weichen nicht von ihrer Seite, bis ich Ihnen weitere Befehle erteile.«

»Glauben Sie, daß die Barn ihre unsauberen Finger auch in unserer Affäre hat?« fragte Frank höchst überrascht.

»Es ist nichts als eine abenteuerliche Vermutung«, erklärte Socrates. »Aber ich habe mir heute vormittag den ganzen Fall noch einmal gründlich durch den Kopf gehen lassen und habe herausgefunden, daß man unter gewissen Umständen nur die Dienste einer einzigen Person in Anspruch nehmen kann, nämlich die der Barn. Also ab mit Ihnen! Geben Sie mir heute abend telefonisch Bescheid, und zwar über das Polizeibüro in Haslemere, von wo ich mir Ihre Nachrichten abholen werde!«

Stein ließ sich erst abends wieder blicken und hatte sich von den Strapazen seiner nächtlichen Fahrt noch immer nicht ganz erholt - die Hand, die einen Whisky-Soda mischte, zitterte ein wenig.

»Bob, Sie werden alt!« spöttelte Socrates, worauf der andere ihn beinahe feindselig anstarrte.

»Wohl kaum!« grollte er. »Und keinesfalls wünsche ich, an meine Jahre erinnert zu werden!«

Als Lexington seinen Bruder später zum Abendessen abholte, berichtete ihm dieser den kleinen Zwischenfall.

»Jetzt mault er in seinem Arbeitszimmer; er ließ mir

bestellen, daß er nicht zu Tisch kommen würde. So müssen wir beide eben allein essen, Lex.« Den trostlosen Ausdruck im Gesicht des Jüngeren bemerkend, fügte er hinzu: »Du darfst dich nicht unterkriegen lassen! Hab' ein wenig Geduld!«

Lexington errötete.

»Geduld! Geduld! Wenn Molly Gott weiß wo ist!«

»Junge, Junge! Nach Tisch werden wir Pikett spielen. Nichts ist beruhigender für die Nerven als Pikett.«

Und obwohl dem armen Lexington der Sinn durchaus nicht nach Karten stand, schleppte Socrates ihn in das Wohnzimmer, und der diensteifrige Butler brachte einen Spieltisch.

»Mr. Stein kommt wohl heute nicht mehr, Williams?«

»Nein, Sir. Mr. Stein fühlt sich nicht recht wohl. Er hat sich nur einen Kaffee servieren lassen.«

Sie waren in der Mitte des zweiten Spiels, als Socrates seine Karten niederlegte und lauschend den Kopf abwandte.

»Was ist?« fragte Lexington; doch der andere legte den Finger auf die Lippen, ging zur Tür und öffnete sie.

Da gellte aus Steins Arbeitszimmer, das am Ende des Korridors lag, ein Schrei, der in einem Gurgeln erstickte.

Socrates raste den Gang hinunter, Lexington ihm nach. Sie trafen auf eine verschlossene Tür.

Socrates trat einen Meter zurück und warf sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen - mit einem Krach flog die Tür auf. Bob Stein saß an seinem Schreibtisch, dunkelblau im Gesicht, mit vorquellenden Augen und scheußlich heraushängender Zunge. Mit kraftlosen Fingern versuchte er, ein weißseidenes Tuch wegzuzerren, das seinen Hals straff umspannte.

Socrates betrat das Zimmer gerade rechtzeitig genug, um eine Gestalt blitzartig über das Fensterbrett verschwinden

zu sehen. Seine erste Bemühung galt indes Bob Stein, denn ein Lineal war zwischen Tuch und Hals geklemmt und so gedreht worden, daß der Mann am Ersticken war.

Socrates drehte das Lineal in entgegengesetzter Richtung, und mit dumpfem Ächzen sank Stein nach vorn, quer über den Schreibtisch.

»Kümmere dich um ihn, Lex«, schrie Socrates und drehte das Licht aus.

Er kauerte sich beim Fenster nieder, starrte angestrengt in die Finsternis hinaus . . . und feuerte zweimal. Sofort danach sprang er hinaus, ohne erst die Höhe abzuschätzen. Wieder auf den Beinen, setzte er über zwei Blumenbeete zum Zaun: Von dem Eindringling keine Spur!

Fahrer und Gärtner, die die Schüsse gehört hatten, kamen aus der Garage angelaufen.

»Ein Einbrecher!« erklärte Socrates kurz. »Suchen Sie weiter.«

Er selbst kehrte ins Haus zurück. Bob Stein war ein wenig zu sich gekommen und bewegte, bemüht, ein vor ihm liegendes Blatt zu verdecken, nervös seinen Arm. Aber Socrates' scharfer Blick hatte die Schriftzüge schon entdeckt . . . fünf Buchstaben nur: »Pfuhl«. Und jetzt gewahrte er auch, daß Steins linker Arm am Stuhlbein festgebunden war - er mußte völlig hilflos in der Hand seines Angreifers gewesen sein!

Es dauerte sehr lange, ehe Stein einen zusammenhängenden Bericht geben konnte.

»Ich saß nichts ahnend am Schreibtisch und grübelte nach über diesen verdammten »Pfuhl im Moor«; ich war so sehr damit beschäftigt, daß ich in Gedanken den Namen auf das Papier zu kritzeln begann, wie Sie wohl bemerkt haben, Soc. Da befahl eine Stimme vom offenen Fenster her; »Hände hoch!« Ich fuhr herum, und trotz der Halbmaske, die

der Mann über dem Gesicht hatte, erkannte ich sofort Jetheroe. Er kletterte unglaublich gewandt herein, hielt mich mit dem Revolver in Schach und verschloß die Tür. Dann fesselte er mich. Bevor ich noch ahnen konnte, was er vorhatte, hatte er dieses Tuch um meinen Hals geschlungen . . . und da wagte ich es schließlich doch, mich verzweifelt zur Wehr zu setzen.«

»Dadurch bin ich aufmerksam geworden«, warf Socrates ein.

»Als er dann das Tuch immer enger zog, schrie ich auf.«

»Und ist das alles?« erkundigte sich Socrates sehr sanft.

»Alles. . .? Natürlich war das alles! Was denn sonst noch?«

»Warum hat er Sie denn nicht sofort erwürgt?«

»Fragen Sie ihn doch selbst!« zischte Stein, lenkte aber gleich wieder ein. »Pardon, alter Junge, meine Nerven sind zum Teufel! Erst Mandles Tod, dann Mollys Verschwinden...« Den Kopf in den Armen vergraben, atmete er schwer.

»Ich will Sie ein wenig allein lassen, Bob«, sagte Smith.

In der Halle nahm er seinen Bruder beiseite.

»Geh nach Haslemere zum Polizeibüro, Lex. Frank sollte mir seinen Bericht dorthin durchgeben.«

Dann schlenderte er in den Garten, wo ihm der Fahrer berichtete, daß weder er noch der Gärtner jemanden gesehen hatten. Als Soc schließlich wieder zum Arbeitszimmer zurückkehrte, war Bob Stein so ziemlich wieder der alte.

»Soc, Sie sind doppelt so stark, wie man vermutet«, meinte er mit einem anerkennenden Blick auf die aufgebrochene Tür.

»Aber nicht doppelt so gewandt, sonst hätte ich Jetheroe erwischt und ihn gelehrt, daß es von sehr schlechten Manieren zeugt, wenn man einen hervorragenden Ex-Sergeant von

Scotland Yard zu erdrosseln versucht.«

Bob Stein lachte kurz auf.

»Ich bin mit knapper Not davongekommen! Aber zu guter Letzt werden sie mich womöglich doch noch fassen!«

»Wer sind ›sie‹?«

»Jetheroe und seine Komplizen - die Burschen, die John Mandle ermordet und Molly entführt haben . . . Dies ist wirklich der seltsamste Fall, den wir zusammen erlebt haben.«

»Das ist auch meine Meinung«, erwiderte Socrates. »Und wenn ich sicher wäre, daß es sich nur um einen Fall und nicht um zwei Fälle handelt, um einen einzigen Anschlag und nicht um einen innerhalb eines anderen, so würde ich aufatmen!«

»Das ist mir zu dunkel! Drücken Sie sich klarer aus!«

»Eines Tages werde ich es Ihnen erklären«, versprach Socrates mit einem listigen Blinzeln. »Vorläufig fehlt mir noch das Verbindungsglied zwischen dem Drei-Eichen-Geheimnis und Mollys Verschwinden.«

»Daß sie verschleppt wurde, steht ja noch nicht fest.«

»Für mich schon«, betonte Socrates sehr nachdrücklich. »Molly ist gestern aus diesem Haus entführt worden.«

»Großer Gott! Was sagen Sie da!« Bobs Stimme war rau vor Erregung. »Gestern? Das kann doch nicht sein. Sie hat das Haus doch vorgestern verlassen.«

»Ich wiederhole: Bis gestern befand sich Molly noch hier im Haus. Die ganze Zeit über, während wir auf der Suche nach ihr umherfuhren, wurde sie hier gefangengehalten. Das Telegramm, das mich und Frank - Sie wissen ja wohl, daß er zu Scotland Yard gehört - nach London rief, war ein Schwindel, um uns vom ›Prinzenhof‹ fortzulocken.«

»Dann hat der Telefonanruf von Weston-super-Mare denselben Zweck verfolgt«, erklärte Bob. »Aber wo könnte sie

hier versteckt gewesen sein?«

»Wir wollen sofort das ganze Haus gründlich durchsuchen«, schlug Socrates vor. »Vielleicht hat sie eine Spur zurückgelassen. Fangen wir gleich hier an! Wohin führt diese Tür?«

»In die Bibliothek; und die andere in meinen Swimmingpool. Nicht gerade eine großartige Anlage, ich kann nur gerade ein paar Stöße darin machen.«

Er ging voraus, drehte das Licht an und zeigte Socrates einen großen, luftigen Raum, dessen Wände ausgekachelte waren. In der Mitte war ein Bassin, vier Meter lang und drei Meter breit.

»Was enthält der Kasten?« Socrates' langer Finger deutete auf einen eingebauten, zweitürigen Schrank am anderen Ende.

»Nur mein Badezeug, weiter nichts.«

Trotzdem öffnete Socrates die weißlackierten Türen.

»Und was soll das bedeuten? Warum steht hier ein Stuhl?«

Bob schüttelte den Kopf.

»Ich lasse mich hängen, wenn ich das weiß. Das erstemal, daß ich einen Stuhl in dem Schrank stehen sehe.«

Socrates warf einen Blick auf die in Mannshöhe angebrachten Fenster und fragte weiter: »Wann sind Sie zum letztenmal hiergewesen?«

»Ich bin seit einer Woche nicht mehr geschwommen.«

»Und Sie haben diesen Raum inzwischen auch nicht betreten?«

Stein schüttelte stumm den Kopf.

»Führt diese kleine Tür dort in der Ecke ins Freie?«

»Ja, in den Garten.«

»Darf außer Ihnen noch jemand das Schwimmbad benutzen?«

»O nein«, versetzte Bob lächelnd, »es ist ausschließlich

für mich da. Meine Leute brauchen es übrigens nicht einmal zu bedienen, da die Füllung und Leerung des Bassins automatisch ist.«

Die Hände auf dem Rücken verschränkt, starrte Socrates Smith in tiefem Nachdenken auf den Schrank.

»Nun«, ließ Bob sich vernehmen und riß ihn schließlich aus seinem Grübeln, »zu welchem Schluß sind Sie gekommen?«

»Zu welchem?« Smith hob den Blick und ließ ihn auf dem Gesicht seines Gastgebers ruhen. »Bob, es gibt zwei Rätsel, von denen ich eines gelöst habe. Ich weiß jetzt, warum Jet-heroe heute abend zu Ihnen kam, weiß genau, was er von Ihnen verlangt hat, weiß auch Bescheid über diese Mrs. Barn vom Jevington Institut - und ich weiß ziemlich genau, was Molly zugestoßen ist...

Und jetzt will ich Ihnen, Bob Stein, eine kleine Geschichte erzählen, die Sie beinahe ebenso interessieren wird wie mich. Sie handelt von einem Fünfundfünfzigjährigen, der sich in ein Mädchen von zweiundzwanzig verliebte und lieber jedes Verbrechen begehen würde, als das Mädchen mit einem jüngeren Mann glücklich werden zu sehen,«

Bob war totenbleich geworden.

»Ich will damit beginnen, Bob, was ich am Tag nach Mandles Ermordung entdeckt habe. Im Augenblick lege ich Ihnen dieses Verbrechen noch nicht zu Last, weil es, von Ihrem Gesichtspunkt aus, eine völlig sinnlose und unmotivierte Handlung gewesen wäre.«

»Ach, Sie legen mir den Mord nicht zur Last. . ?«; Bob Stein verzog zynisch lächelnd sein Gesicht. »Nun, das ist doch immerhin etwas! Vielleicht werden Sie mich auch noch in einem anderen Punkt freisprechen, bevor wir zu Ende sind!«

»Am Tag nach dem Mord«, fuhr Socrates ungerührt fort,

als hätte die Unterbrechung gar nicht stattgefunden, »machte ich Ihnen einen Besuch und kam gerade herein, als Sie in der Bibliothek telefonierten. Und zwar telefonierten Sie mit jemandem namens Barn, zu dem Sie folgendes sagten: ›Fünfhundert Pfund springen für Sie dabei heraus.« Später vernahm ich noch den Namen ›Jevington«. Sie sehen, daß ich ein absolut schamloser Horcher bin. Nun gibt es einen Mann in Scotland Yard, der niemals etwas vergißt. Sie kennen ihn genauso gut wie ich, unseren alten Freund mit dem weißen Bart, der mit Bienenfleiß alle Daten für den Tag des Gerichts sammelt. Nachdem ich von ihm Einzelheiten über die Barn und das Jevington Institut erfahren hatte, brauchte ich nur noch zwei und zwei zusammenzuzählen.«

»Und das machte bei Ihnen fünf!« höhnte Stein.

»Nein, die gute alte Vier! Molly wollte von Ihnen nichts wissen, sondern schenkte ihr Herz meinem Bruder - meiner Meinung nach eine ausgezeichnete Wahl. Sie waren sich jedoch über Mollys Gefühle noch nicht ganz im klaren. Da erfuhren Sie am Tag der Leichenschau durch mein Gespräch mit dem Polizeidirektor, daß Molly ein Tagebuch schrieb, dem sie nach Mädchenart ihre geheimsten Gedanken anvertraut haben mußte - sonst hätte sie es gewiß nicht so besorgt aus dem Brand gerettet. Kaum wußten Sie also von dem Tagebuch, faßten Sie auch schon den Entschluß, diese Aufzeichnungen zu lesen. Sie brachen in das Gasthaus ein und stahlen sich mit dem Tagebuch davon. Ich vermute, daß recht liebevolle Worte über Lex darin verzeichnet sind!«

Steins Augen funkelten in maßlosem Haß. »Verflucht soll der grüne Bengel sein! Wenn er nicht hierhergekommen wäre . . .«

»Halt, alter Freund«, sagte Socrates sanft. »Wenn Lex nicht gekommen wäre, dann hätte sich ein anderer Lex oder

ein Tom oder ein Jim oder ein Steve eingestellt, der im Alter besser zu ihr gepaßt hätte als Sie. Molly war Ihnen vom Schicksal nicht bestimmt. . . Nachdem Sie das Tagebuch gelesen hatten, verloren Sie durch Ihre Leidenschaft für das junge Mädchen und durch Ihren Haß gegen Lex den letzten Rest von Vernunft und Überlegung, und Sie faßten den Plan, Molly zu entführen. Und hierfür erschien Ihnen die Barn, die ja für Geld zu allem fähig ist, als die gegebene Helferin. Ich hatte etwas Derartiges befürchtet« - Socrates' Stimme bekam einen neuen, einen harten Klang - »und hatte deshalb einen Beamten von Scotland Yard aufgefordert, der das junge Mädchen während meiner Abwesenheit beschützen sollte. Gerissen, wie Sie sind, machten Sie leider ausfindig, daß er tagsüber schlief und nachts wachte . . . Frank hat Molly zum letztenmal nachmittags in der Bibliothek gesehen - und auch kein anderes Mitglied Ihres Haushaltes hat sie seitdem zu Gesicht bekommen.«

»Sie häufen ja die Indizien, Socrates Smith.« Der andere lächelte, aber es war kein frohes Lächeln.

»Nicht wahr? Und es kommt noch mehr. Als Frank die Bibliothek verließ, klingelte das Telefon, und ich habe den Beweis in Händen, daß Mrs. Barn anrief. Von diesem Moment an blieb Molly verschwunden. Es stimmt, daß Sie in Ihrem Wagen fortfuhren - ob nach Guildford oder nach einem anderen Ziel, lasse ich vorerst dahingestellt -, jedenfalls haben Sie Molly nicht mitgenommen; sie befand sich um diese Zeit bereits in Ihrem Schwimmbad, oder, um ganz genau zu sein, im Schrank Ihres Schwimmbades. Ich bin nicht sicher, ob Sie sie betäubt haben, ich vermute es jedoch. Es ist auch nicht sehr wesentlich, auf welche Weise Sie das Mädchen dazu gebracht haben, ruhig zu sein, bis Sie uns alle aus dem Hause hatten.

Als ich Dummkopf auf das Telegramm aus London he-

reinfiel und hinfuhr, schafften Sie Molly fort. Ihr Wagen legte genau dreihundertundzehn Meilen zurück - das ist ungefähr die Entfernung von hier nach ›Pfuhl im Moor‹ und zurück.«

Bob Stein netzte sich seine trockenen Lippen.

»Es ist ebenfalls die Entfernung von hier nach Weston-super-Mare und zurück . . . wenigstens bei der von mir gewählten Strecke.«

Der andere beachtete den Einwand nicht.

»Miss Templeton befindet sich jetzt im ›Pfuhl im Moor‹«, fuhr er fort, »bewacht von Mrs. Barn. Was Ihre weiteren Pläne sind, kann ich mir nicht vorstellen.«

»So! Und was werden Sie nun unternehmen?«

»Ich werde zu allererst Molly befreien und dann mit Scotland Yard Ihretwegen Fühlung nehmen.«

»Hm . . . hm . . .« brummte Stein, »Unter diesen Umständen wird es besser sein, daß Sie den wahren Sachverhalt erfahren, damit Ihre wilde Phantasie nicht ganz und gar mit Ihnen durchgeht, alter Kamerad. Sie haben nämlich etwas sehr Wichtiges übersehen, hier . . .«

Er durchquerte mit schnellen Schritten den Raum, bis er vor dem Wandschrank stand.

»Sie wollen also die Wahrheit wissen?« sagte er zu Socrates, der ihm gefolgt war. »Gut, Sie sollen Sie hören. Ich habe Molly hierhergebracht, genauso wie ich Sie jetzt herbringe, und ich drohte ihr: Wenn Sie sich bewegen, wenn Sie auch nur einen Laut von sich geben, werde ich Sie erschießen!«

Bob Stein war um den Bruchteil einer Sekunde schneller gewesen als Soc, der daher mit einem unergründlichen Lächeln langsam seine Hände hochhob.

»Jetzt weiß ich, Bob, daß es nur noch ein Rätsel gibt.« Er blickte prüfend auf die automatische Pistole in Steins Hand.

»Sie haben Mandle getötet?«

Steins Augen glitzerten wie Stahl.

»Ich habe ihn gegen meinen Willen getötet«, erklärte er kühl. »Hüten Sie sich, daß Sie nicht das gleiche Schicksal trifft. Los! In den Schrank!«

»Mein Verstand rät mir, zu gehorchen«, gab Socrates zurück.

Die dicken Türen knallten zu, dann knirschten zwei Schlüssel.

»Ich brauche eine Viertelstunde zum Packen«, rief Mr. Stein, »und ich bleibe die ganze Zeit nebenan im Arbeitszimmer. Wenn Sie Alarm schlagen, feure ich durch die Tür. Und - verdammt - ich werde treffen!«

Socrates Smith erwiderte nichts. Erst als er das Brummen der schweren Limousine hörte, trommelte er mit den Fäusten gegen die Tür.

Mr. Stein hatte Sinn für das Dramatische, und der Hang zu theatralischer Wirkung läßt einen Menschen gelegentlich von dem schnurgeraden und tugendhaften Pfad der Wahrheit abweichen. Die Unterredung mit Molly Templeton hatte sich nämlich etwas anders abgespielt, als er es Socrates beschrieben hatte.

Molly hatte über einem spannenden Roman gegessen. Allerdings war sie mit ihren Gedanken ganz woanders: sie begleitete die beiden Männer, die jetzt ihre Nachforschungen im fernen Devonshire anstellten, und ganz besonders dachte sie an den einen der beiden.

Dann klingelte das Telefon, und Bob Stein kam aus seinem Arbeitszimmer, um den Anruf entgegenzunehmen - ein kurzes Gespräch, auf dessen Inhalt sie nicht achtete.

»Ich habe etwas Hübsches für Sie, Molly«, wandte er sich dann mit seinem gewöhnlichen, wohlwollenden Schmunkeln an das junge Mädchen. »Raten Sie, womit ich beschäftigt bin.«

»Das kann ich unmöglich erraten«, erwiderte sie lachend.

»Mit Ihrem Hochzeitsgeschenk.«

Molly fühlte, wie sie errötete.

»Wie aufregend! Sie wollen mir doch nicht sagen, was es ist?«

»Doch! Ich lasse es anfertigen.«

»Was ist es denn?« forschte sie neugierig.

»Eine ganz neue Art von Necessairekoffer. Nur . . .« - er zögerte - »jetzt bin ich in Schwierigkeiten, weil ich nicht weiß, was Sie alles hineintun möchten. Helfen Sie mir, Molly, und holen Sie aus Ihrem Zimmer eine Handtasche mit allem, was Sie gewöhnlich auf eine kleine Reise mit-

nehmen würden - zum Beispiel, wenn Sie bei einer Freundin übernachten wollen.«

»Aber warum das alles?«

»Ich muß die Maße nehmen, damit ich weiß, ob es mit meiner Idee klappt.«

»Ich verstehe«, sagte sie und sprang auf, »in zwei Minuten bin ich wieder hier.«

»Vergessen Sie bitte nicht einen Pyjama. Ich warte in meinem Arbeitszimmer auf Sie.«

Als sie die Tasche vor ihn auf den Tisch stellte, betrachtete er diese kritisch von allen Seiten.

»Und Hut und Schirm?«

»Aber Mr. Stein, ich stecke doch keinen Hut in einen Necessairekoffer!«

»Das ist eben das Praktische an meinem Entwurf.«

Molly starrte ihn an und brach in ein helles Gelächter aus.

»Gut! Auch den Gefallen werde ich Ihnen tun.«

Einige Minuten später kehrte sie mit Hut und Schirm zurück und sah Stein in einer offenen Tür stehen.

»Hier ist mein Schwimmbad«, erklärte er, und da Molly es noch nicht gesehen hatte, ja noch nicht einmal von seiner Existenz wußte, trat sie interessiert näher.

»Wie schön!« rief sie aus.

Da schloß er plötzlich die Tür und stellte sich mit dem Rücken dagegen. Das freundliche Lächeln war wie weggewischt aus seinem Gesicht.

»Molly«, begann er, »Sie wissen, daß ich Sie liebe.«

Obgleich ihr Herz wie rasend klopfte, zwang sie sich zu einem ruhigen Ton.

»Mr. Stein, ich dachte, die Sache wäre zwischen uns erledigt. Und ich finde es wenig ritterlich, noch einmal mit mir darüber zu sprechen, obwohl ich Gast in Ihrem Hause bin.«

»Sie wissen, daß ich Sie liebe«, beharrte er.

»Ich weiß, daß Sie sich in diesem Glauben befinden.«

»Ich liebe Sie«, erklärte er. »Ich habe alles, was ich brauche, außer Ihnen, Molly. Und ich sehe keinen Grund, warum ich Sie nicht auch bekommen sollte.«

»Ich sehe viele Gründe Mr. Stein, öffnen Sie bitte die Tür.«

»Ich denke nicht daran. Sie werden diesen Raum nicht verlassen, bis. . .«

Sie fühlte, wie ihre Knie nachgaben.

»Ich will sagen«, verbesserte er sich, »daß Sie diesen Raum nur mit meiner Erlaubnis und zu einer Zeit, die ich bestimme, verlassen werden.«

»Wenn Mr. Smith . . .«

»Socrates wird nichts davon erfahren«, schnitt er ihr brüsk das Wort ab. »Wenn er zurückkehrt, werde ich ihm sagen, daß Sie nach London gefahren sind.«

»Aber das ist doch irrsinnig! Sie können mich hier doch nicht einsperren, Mr. Stein«, begehrte sie auf.

»Das werden Sie gleich sehen. Der Schrank dort hat gute, feste Türen - ich habe zu Ihrer Bequemlichkeit einen Stuhl hineingestellt. Sollten Sie Schwierigkeiten machen, bin ich gezwungen, Sie an Händen und Füßen zu fesseln, eventuell auch zu knebeln - das dürfte Ihnen wenig gefallen. Wenn Sie mir aber Ihr Wort geben, daß Sie sich ruhig verhalten werden, können Sie sich hier frei bewegen. Leider muß ich Sie bitten, Ihre Schuhe auszuziehen, damit man Sie nicht hört. Und nun noch eine letzte Warnung, Molly: Falls Sie es sich einfallen ließen, gegen die Tür des Arbeitszimmers zu hämmern, so . . .«

Er hielt inne.

»Nun?« drängte sie heftig.

»So würde ich Sie erschießen. Ja, trotz meiner Liebe würde ich Sie ebenso erschießen, wie ich John Mandle erschos-

sen habe.«

Sie wich vor ihm zurück, die Fauste auf dem Mund gepreßt.

»Sie . . . Sie haben ihn erschossen?« flüsterte sie.

»Jawohl. Es würde zu lange dauern, Ihnen alles zu erklären. Aber glauben Sie mir, daß ich meine guten Gründe hatte.« Er sprach so ruhig, als erzählte er eine ganz belanglose, nebensächliche Begebenheit.

»Ganz kurz gefaßt, könnte man es so formulieren: Ich habe ihn erschossen, weil er Angst vor mir hatte.«

»Sie sind wahnsinnig . . . wahnsinnig«, keuchte Molly.
»Sonst würden Sie den Mord nicht zugeben . . .«

»Ich sage es Ihnen, weil ich Sie liebe und weil Sie mich heiraten werden. Ich bringe Sie von hier fort, Molly, und wenn dann auch Smith als gründlich Genarrter endlich nach London zurückkehren wird, bleiben wir beide zusammen, bis« - er streifte sie mit einem merkwürdigen Blick - »Sie einsehen, daß eine Ehe mit mir doch das Bessere ist.«

Molly strich sich mit der Hand über die Stirn. Ein Traum, redete sie sich ein. Und wußte dennoch, daß es furchtbare Wirklichkeit war!

Bob Stein, dieser allgemein beliebte Mann, der für jeden ein freundliches Wort hatte, Bob Stein, der lebenslustige Mensch, ein Mörder! Der Mörder seines besten Freundes!

»Wofür haben Sie sich nun entschieden? Gefesselt im Schrank oder vernünftig sein? Bedenken Sie auch, daß nicht unbedingt Sie es sein müssen, die stirbt, wenn Sie um Hilfe schreien - ganz sicher aber die Person, die zu diesem Zeitpunkt zufällig bei mir im Arbeitszimmer ist. Und das könnte immerhin« - seine Lippen kräuselten sich höhnisch - »Ihr lieber Lexington sein!«

»Waren Sie es vielleicht auch, der auf Mr. Jetheroe den Schuß abgegeben hat?«

Er nickte.

»Dann sind Sie also tatsächlich wahnsinnig«, flüsterte sie.
»Mr. Smith erzählte mir von einem Lachen, das kein Mensch . . .«

»Mr. Smith ist viel schlauer, als Sie denken, Molly. Socrates ist ein wirklicher Socrates! Er wußte, daß dieses Gelächter ihn nervös machen und die Sicherheit seines Schusses beeinträchtigen sollte. Aber bei ihm verfiel das Mittel nicht. Beinahe traf ich mein Ziel, aber er seins - bei Gott - noch besser! Schauen Sie!«

Er lüftete mit einer Hand sein buschiges Haar und legte eine Wunde bloß.

»Das war Socs Kugel«, grinste er. »Sie heilte mich von der Angewohnheit, zu früh zu lachen. . . Was ist nun? In den Schrank?«

»Nein, ich werde mich ruhig verhalten. Ich kann nur hoffen, daß Sie allmählich zur Besinnung kommen und einsehen werden, was Sie angerichtet haben.«

»Los, die Schuhe her!«

Sie zitterte vor Zorn, aber sie gehorchte.

»Das Essen wird Ihnen hereingebracht - ich selbst werde es Ihnen bringen«, ergänzte er, als er einen Hoffnungsschimmer in ihren Augen wahrte.

»Aber Sie können mich doch nicht ewig hier festhalten!«

»Das habe ich auch nicht vor. Es wartet bereits ein kleines Heim und eine nette Haushälterin auf Sie.«

Einen Augenblick später drehte sich schnappend der Türschlüssel von außen.

Sofort trug sie den Stuhl zu einem der Fenster und kletterte hinauf. Aber sie konnte mit den Fingerspitzen gerade nur die unterste Kante erreichen. Dann suchte sie nach einem Wurfgeschloß. Nichts! Nicht einmal eine Nagelbürste hatte der umsichtige Kerkermeister ihr gelassen. Verzweifelt

setzte sie sich auf den Stuhl und grübelte, den Kopf in den Händen vergraben, über die Möglichkeit einer Rettung. Was war mit der anderen Tür? Sie mußte in den Garten führen ... Doch bevor sie noch die Klinke probierte, wußte sie schon, daß auch dieser Ausgang versperrt war.

Einmal hörte sie das Surren eines Motors, und ihr Herz begann wild zu klopfen. Mr. Smith . . . Lexington? Aber nein, sie konnten noch nicht zurück sein! Und mutlos sank sie wieder in sich zusammen.

Abends erschien Stein mit einem Tablett voller Speisen, die das junge Mädchen kaum anrührte.

»Sie essen zu wenig«, mahnte er. »Ich werde Ihnen Milch und Biskuits hierlassen. Später bekommen Sie noch ein Bett.«

Er hielt Wort. Gegen zehn Uhr brachte er ihr ein Feldbett und entfernte sich stumm.

Es war eine entsetzliche Nacht! Molly konnte nicht eine Sekunde schlafen und begrüßte das graue Dämmerlicht, das die Fenster erhellte, wie eine Erlösung. Aber war schon die Nacht lang gewesen, so zog sich der Tag noch endloser dahin.

Aus purer Erschöpfung fiel sie spät nachmittags in einen unruhigen Schlummer, aus dem Stein sie aufrüttelte.

»Aufstehen!« kommandierte er und warf einen schweren Mantel aufs Bett. »Hier ist Kaffee und Butterbrot. Stärken Sie sich!«

»Was haben Sie vor?«

»Eine kleine Reise mit Ihnen.«

»Ich gehe nicht mit!« Sie stampfte mit dem Fuß auf die Fliesen.

»Seien Sie kein Narr!« fuhr er sie an.

»Sie können mich töten!« schrie sie ihm ins Gesicht. »Ich rufe um Hilfe, wenn Sie mich anrühren, und irgend jemand

wird mich schon hören.«

Bob Stein grinste ironisch.

»Dann müßten Sie allerdings sehr laut rufen. Ich habe mein ganzes Personal ins Kino geschickt; nur Williams ist zurückgeblieben, aber der füllt im Keller Wein ab. Seien Sie also vernünftig!«

Um sich bei Kräften zu erhalten, aß sie die Sandwiches und schluckte gierig den Kaffee. Dann übermannte sie eine ungeheure Müdigkeit, und sie sank auf das Bett zurück.

Ein frischer Windhauch, der über ihr Gesicht blies, weckte sie auf. Jemand trug sie - sie war im Freien.

Im Kaffee . . . muß ein Betäubungsmittel gewesen sein, dachte sie schwerfällig. Schreien? Sie konnte nicht. Ob er mir wohl auch die Schuhe wieder angezogen hat? flog es ihr durch den Kopf. Ein Schuh! Plötzlich erinnerte sie sich wieder: Schon einmal hatte Socrates Smith ihre Spur durch einen Schuh entdeckt... Sie fühlte mit einem Fuß den anderen und jubelte innerlich auf. Behutsam setzte sie die Spitze des einen gegen den Hacken des anderen Schuhs. Ein Druck - der linke Pumps fiel herunter. In der nächsten Minute wurde sie in ein Auto gehoben, wo langsam die Bewußtlosigkeit wieder über ihr zusammenschlug.

Ein starker Ruck weckte sie noch einmal vorübergehend, und halb im Schlaf gewahrte sie, daß Stein fluchend ein Rad wechselte. In der grauen Morgendämmerung hielt der Wagen vor einer hohen Mauer . . . Ein wüster Garten . . . ein verkommenes Haus. Ganz vage hatte sie ein Gefühl der Erleichterung beim Anblick einer Frau, die ihr ins Bett half.

Mit schmerzendem Kopf erwachte Molly Templeton aus einem zwölfstündigen Schlaf. im Zimmer herrschte rabenschwarze Finsternis - besaß es kein Fenster? Später entdeckte sie, daß es, da im ersten Stockwerk die Läden fehlten, mit dicken Wolldecken verhängt war.

Sie tastete auf dem Nachttischchen nach Streichhölzern und Kerze, fand aber nichts; die kleine Anstrengung verursachte jedoch ein solches Stechen in ihrem Kopf, daß sie mit einem Stöhnen auf das Kissen zurücksank. Der Schmerzenslaut mußte gehört worden sein, denn unmittelbar darauf knackten die Treppenstufen unter einem schweren Gewicht, und eine Frau, eine Petroleumlampe in der Hand, trat über die Schwelle. Sie war groß und knochig und hatte einen harten Mund, der nichts Gutes verhieß.

»Haben Sie gerufen? Sind Sie hungrig?«

»Ich habe rasende Kopfschmerzen«, klagte Molly.

»Dem wollen wir gleich abhelfen.«

Die Frau setzte die Lampe auf das Tischchen und stapfte nach unten, um wenig später mit einer Tasse Tee und zwei Schmerztabletten zurückzukehren.

»Los! Die tun Ihnen keinen Schaden«, sagte sie grob, als sie den mißtrauischen Blick des jungen Mädchens gewahrte. »Das ist das Schlimmste bei euch Verrückten, daß ihr immer denkt, man will euch vergiften.«

»Verrückt?« Molly glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Halten Sie mich für verrückt?«

»Für was denn sonst? Wenn man sich fünfunddreißig Jahre mit Geisteskranken abgegeben hat, weiß man auf den ersten Blick Bescheid.«

Trotz all ihres Elends überkam Molly die Lust zu lachen.

»Also ich bin verrückt«, wiederholte sie in ruhigem Ton, während sie die Tabletten mit einem Schluck Tee hinunter-spülte.

»Natürlich! Und sobald Sie das selbst einsehen, wird es besser mit Ihnen werden.«

»Wo bin ich hier?«

»In frischer Luft auf dem Lande. Ein wenig einsam ist die Lage ja, aber wie geschaffen für eine kleine Anstalt!«

Das junge Mädchen blickte auf ihre Armbanduhr.

»Wie? Sechs Uhr nachmittags? Da muß es doch ganz hell sein.«

Dann sah sie das verhängte Fenster und bat: »Können wir nicht das Tageslicht hereinlassen? Ich verspreche, daß ich mich ganz still verhalten werde.«

»Sie können schreien, bis Sie blau im Gesicht sind, und dennoch würde Sie niemand hören«, erklärte Mrs. Barn und nahm die Wolldecken von den Scheiben. »Aber wenn Sie etwa eine schöne Aussicht erwarten, so werden Sie eine Enttäuschung erleben.«

Und so war es auch. Jenseits der hohen Mauer, die einen dunklen Schatten auf den Garten warf, zeigte sich dem Auge nichts als eine einsame Heidelandschaft, aus der sich ein merkwürdig geformter Hügel erhob.

»Aber das ist ja Dartmoor«, rief Molly erregt. »An diesem Hügel bin ich mit meinem Stiefvater früher mal vorbeigefahren.«

»Ganz recht. Und das Haus heißt ›Pfuhl im Moor‹. Wenn ich einen so guten Onkel hätte wie Sie, dann würde ich nicht hierbleiben wollen. ›Pfuhl im Moor‹! Ein wunderbarer Name für eine Anstalt!« redete sie, mehr zu sich selbst, weiter. »Natürlich muß ich das Anwesen erst instandsetzen lassen.«

»Gehört es denn Ihnen?« fragte Molly überrascht.

»Noch nicht. Aber demnächst!«

Und Molly verstand. »Pfu! im Moor« war der Preis, mit dem Bob Stein die Dienste dieses schrecklichen Weibes bezahlen wollte.

»Wann darf ich von hier wieder fort?«

Mrs. Barn schaute sie mit stechendem Blick an.

»Wenn Ihr Gatte Sie abholt.«

»Was?« Voller Empörung sprang Molly auf. »Wen meinen Sie denn jetzt? Eben haben Sie noch von meinem Onkel gesprochen, und ich kann es sehr gut verstehen, daß Mr. Stein sich als mein Onkel ausgibt . . .!« schloß sie entrüstet.

»Ihr Onkel war es, der Ihre Übersiedlung nach hier veranlaßt hat, und Ihr Gatte hat Sie hergebracht. Einen netteren Mann könnte man sich kaum wünschen!«

»Aber ich bin doch gar nicht verheiratet!« schrie das Mädchen auf,

»Das ist ja gerade Ihre Wahnvorstellung«, erwiderte ruhig die Frau mit dem kantigen Gesicht. »Natürlich haben Sie einen Gatten!«

Molly zwang sich gewaltsam zur Selbstbeherrschung.

»Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Mrs. . . . Mrs. . . .?«

»Barn heiße ich. Und ich will Ihnen gern jeden vernünftigen Wunsch erfüllen.«

»Dann rufen Sie Scotland Yard an und sagen Sie, daß ich verschleppt worden bin.«

»Ausgerechnet Scotland Yard! Das fehlte mir gerade noch!«

»Aber glauben Sie mir doch: Ich bin gegen meinen Willen hierhergebracht worden!«

»Das ist gleichfalls eine fixe Idee! Sie scheinen mir doch länger hierbleiben zu müssen«, erklärte sie und schüttelte bedenklich den Kopf. »Wie können Sie nur so schlecht von Ihrem Gatten reden!«

Molly preßte die Hand auf den Mund, um das Zittern ihrer Lippen zu verbergen, denn sie ahnte, daß sie dieser Frau gegenüber bei dem geringsten Zeichen von Schwache, bei dem geringsten Eingeständnis von Furcht, sofort im Nachteil sein würde,

»Und wann erwarten Sie ihn?« erkundigte sie sich in möglichst gleichgültigem Ton.

»In zwei oder drei Tagen. Jetzt sagen Sie mir aber gefälligst, was Sie essen möchten.«

Am liebsten hätte Molly jede Nahrung verweigert. Aber der Gedanke, daß sie Kraft gebrauchen würde, um vielleicht im geeigneten Moment über die Mauer klettern zu können, ließ sie antworten: »Irgend etwas! Darf ich aufstehen?«

Die Frau zögerte.

»Na ja, meinetwegen«, entschied sie endlich. »Aber Sie müssen sich in meiner Gegenwart ankleiden.«

Molly erhob sich. Ihr Kopf schwindelte; das Stechen hatte jedoch nachgelassen.

»Sie wissen wohl, daß Sie nur mit einem Schuh hier angekommen sind?« bemerkte Mrs. Barn. »Ich werde Ihnen ein Paar von mir leihen.«

Sie holte ein Paar scheußliche Stiefel, die bei jedem Schritt, den das junge Mädchen tat, laut knarrten - ein weiteres Hemmnis bei einem Fluchtversuch!

Zu Mollys Überraschung hatte Mrs. Barn gegen einen Spaziergang im Garten nichts einzuwenden - sie kannte sich in der Pflege Gemütskranker aus und wußte genau, wieviel Freiheit sie gewähren durfte. Außerdem hatte sie mit geschultem Auge die Örtlichkeit überflogen und die Unmöglichkeit erkannt, ohne fremde Hilfe über die Mauer zu gelangen. Leitern gab es nicht, und das Tor konnte sie von der Küche aus beobachten, außerdem war es abgeschlossen.

Langsam schritt Molly durch das hohe Gras, hin und wie-

der einige der wilden Blumen pflückend und immer nach einem Weg in die Freiheit ausspähend. Nicht ein Baum wuchs auf dem Grundstück, dagegen Strauch- und Buschwerk in wilder Fülle. Zweimal machte sie die Runde um das Haus, und mehr und mehr erlosch jeder Hoffnungsschimmer. Vielleicht konnte sie einen Zettel über die hohe Mauer werfen . . . ? Sie ging zurück in ihr Zimmer und suchte nach einem Stück Papier. In wahnsinniger Hast stülpte sie ihre große Handtasche um - wie nichtsahnend hatte sie sie im Prinzenhof gepackt! -, aber weder Papier noch Bleistift kamen zum Vorschein.

Das einfache Abendessen nahm sie gemeinsam mit Mrs. Barn im Speisezimmer ein, dem die Petroleumlampe nur eine spärliche Helligkeit verlieh. Ein trostloser Raum, trotz des kleinen Feuers, das im Kamin flackerte. Und obwohl Mrs. Barn, wie sie mürrisch erzählte, das Zimmer stundenlang gesäubert und gescheuert hatte, sah es immer noch verwahrlost aus.

»Ich bin grobe Hausarbeit nicht gewohnt«, beschwerte sich die Frau, »und wenn Ihr Gatte kommt . . .«

»Er ist nicht mein Gatte«, versicherte Molly erregt. Aber die Nutzlosigkeit ihres Protestes erkennend, fuhr sie fort: »Also was ist, wenn er kommt?«

»Dann sagen Sie ihm bitte, daß das Dienstmädchenarbeit ist. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie es hier ausgesehen hat, als ich vor zwei Tagen ankam. Am liebsten wäre ich sofort wieder umgekehrt, Schauen Sie sich das mal an!« Sie deutete auf das Loch in der Decke, das Socrates Smith mit dem Taschenmesser gebohrt hatte. »Ratten . . . scheint mir! Und alle diese Tintenkleckse auf dem Fußboden. Entsetzlich! In den Keller habe ich mich noch gar nicht hineingetraut!«

»Es gibt auch einen Keller?« fragte das junge Mädchen.

»Ja. Später kann er mir vielleicht mal nützlich sein.« Sie dachte wohl schon an widerspenstige Patienten, für die er eine geeignete Schlafstelle abgeben könnte.

Bis drei Uhr morgens lag Molly wach, und der Tag graute bereits, als der Schlaf sich endlich einstellte.

Zum Frühstück ging sie hinunter - ein dürftiges Mahl aus dünnem Tee, Brot und Butter. Das Brot war in dicke Scheiben geschnitten und nur ein wenig Butter sparsam darüber gekratzt.

Molly atmete erleichtert auf, als sie im Garten stand. Wieder und wieder umkreiste sie das Haus, bis sie jeden verwiterten Ziegelstein kannte.

Nachmittags führte sie ein Gespräch mit Mrs. Barn, bei dem ihr eine Idee kam. Ihre Aufpasserin erzählte, daß diese einsamen Häuser auf dem Moor ursprünglich das Eigentum von Schmugglern gewesen seien, und sie sprach dabei von Höhlen und unterirdischen Gängen, die sich meilenweit hinzögen. Eine offensichtliche Übertreibung, aber vor Mollys innerem Auge zeichnete sich ein Plan ab.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?« erkundigte sie sich, um die Frau bei guter Laune zu erhalten.

»Natürlich! Nehmen Sie einen Besen und fegen Sie hier aus«, lautete die wenig freundliche Antwort.

Nach beendeter Arbeit wagte das junge Mädchen eine Bitte: »Darf ich mir den Keller ansehen?«

»Wenn's Ihnen Spaß macht! Der Schlüssel hängt am Nagel.«

Der Keller erwies sich als höchst uninteressant. Der Schein der Lampe offenbarte als einziges Schrecknis eine Maus, die sofort davonhuschte. Nein, hier bot sich keine Fluchtmöglichkeit! Der zweite Kellerraum schien eine Kopie des ersten zu sein, bis sie etwas entdeckte, was ihren fast erloschenen Hoffnungen neue Nahrung gab. Das Mauer-

werk der einen Schmalwand war offenbar neueren Datums, und überdies bildeten die Ziegelsteine dort einen roh gezo- genen Halbkreis.

Vielleicht ein zugemauerter Ausgang? Aber selbst wenn es so wäre, wie sollte sie die Steine herausbrechen . . .? Molly blickte umher - und ihr Herz tat einen Sprung.

In einer Ecke lagen zwischen zwei alten Säcken, die beim Befühlen eine Wolke stechenden weißen Pulvers aussprüh- ten, eine Schaufel und eine Spitzhacke.

Bebend vor Aufregung lief Molly die Treppe hinauf. Mrs. Barn hatte sich in den Garten verfügt, einen Liegestuhl di- rekt gegen das Tor gestellt und hielt, gesichert gegen jede Überraschung, ein Schläfchen.

Im Nu stand Molly Templeton wieder im Keller. Die ers- ten, blindlings geführten Schläge mit der schweren Spitzha- cke waren für sie selbst gefährlicher als für das Mauerwerk. Aber je ruhiger sie wurde, desto stetiger und bedachtsamer wurden auch die Schläge. Ein halber Ziegelstein bröckelte heraus, und sie stellte fest, daß noch ein anderer dahinter- saß.

Von neuem schlich sie nach oben: Mrs. Barn schnarchte.

Nach einer weiteren halbstündigen Arbeit hatte Molly das Gemäuer durchbrochen, und - herrlichste aller Entdeckun- gen! - dahinter gähnte eine schwarze Höhle. Um ganz sicher zu sein, hielt sie die Lampe an das Loch. Tatsächlich, jen- seits der Steine gab es weder Erdreich noch Mauerwerk.

Ein Husten von Mrs. Barn traf ihr Ohr. Hastig ließ sie ihr Werkzeug fallen, wischte sich den schlimmsten Staub von den Händen und hetzte treppaufwärts, um auf halbem Weg zwischen Haus und Gartentor mit Ihrer Bewacherin zu- sammenzutreffen.

»Nun, womit haben Sie sich die Zeit vertrieben?« erkun- digte sich Mrs. Barn argwöhnisch.

»Mit Nichtstun.«

Vor sich hinbrummend ging die Frau zur Küche, während Molly sich in den Liegestuhl legte.

Wann sollte sie ihren Fluchtversuch ausführen? Sie hatte nicht viel Zeit zur Verfügung!

An ihrer Stelle entschied Mrs. Barn ganz unbewußt diese Frage. Sie war beim Abendessen ungewöhnlich wohlwollend, erzählte von sich und ihren Gepflogenheiten und erwähnte dabei: »Ich verriegele nachts stets meine Tür. Was glauben Sie, mit was für Leuten ich mich schon habe plagen müssen! Und bei meinem festen Schlaf könnte mir leicht etwas passieren. Gerade so eine junge Dame wie Sie hätte mich beinahe umgebracht!«

»Schlafen Sie denn so fest?« fragte Molly in gleichgültigem Ton.

»Wie ein Murmeltier! Aber Sie werden mir doch keine Scherereien machen?«

»Besser, Sie verriegeln Ihre Tür«, versetzte Molly bedeutungsvoll. »Man kann nie wissen.«

Eine weitere Unterstützung erfuhr ihr Plan dadurch, daß Mrs. Barn irgendwo eine Lampe aufgestöbert hatte.

Die nächsten Stunden vergingen zwischen Furcht und Hoffnung; war es doch keineswegs sicher, daß der unterirdische Gang - falls es einer sein sollte - sie retten würde. Sie lief ebensogut Gefahr, sich dort unten zu verirren und elend umzukommen. Mollys Lippen zitterten. Sie war so jung und das Leben so vielversprechend; sie war zu jung, um schon zu sterben!

Gegen zehn Uhr stapfte ein schwerer Schritt an ihrer Tür vorbei. Eine Stimme grunzte »Gute Nacht« und stieß eine unverständliche Warnung aus. Molly wartete zwei weitere Stunden, dann stahl sie sich hinaus . . . lauschte an Mrs. Barns Tür. Regelmäßige Schnarchtöne! Weiter, die Treppe

hinunter, die knarrenden Stiefel ihrer Aufpasserin unter den Arm geklemmt.

Es kostete Mühe, die Streichhölzer zu finden. Aber endlich brannte die Lampe, endlich fiel ihr Schein auf das kleine Loch in der Kellerwand. Der erste Hieb! Molly zuckte zusammen vor Angst - das ganze Haus dröhnte von dem Lärm! Aber die Not machte sie erfinderisch. Anstatt wie bisher zu arbeiten, setzte sie ein Ende der Spitzhacke in das vorhandene Loch und zerrte und riß so lange am Griff, bis sich der Stein löste. Auf diese Weise hatte sie bereits drei Ziegel herausgeholt, als plötzlich bei einem besonders kräftigen Ruck die ganze Mauer zusammenprasselte. Barmherziger Gott! Wenn Mrs. Barn diesen Krach nicht gehört hatte, mußte sie wirklich wie eine Tote schlafen . . .

Molly flog die Kellertreppe hinauf, blies die Lampe aus, jagte, zwei Stufen auf einmal, nehmend, hinauf in ihr Zimmer und schlüpfte gerade ins Bett, als der schwere Schritt der Frau am Ende des Korridors zu hören war.

Sekunden später stand Mrs. Barn auf der Schwelle.

»Was war das für ein Lärm?«

Molly, die Decke bis zum Hals gezogen, stieß ein paar unartikulierte Laute aus, als sei sie aus tiefem Schlaf gerissen worden.

»Haben Sie denn nichts gehört?« forschte die andere.

»Nein.«

Offensichtlich genügte der Frau diese Antwort nicht, denn sie stieg hinunter ins Erdgeschoß, von wo sie indessen sehr bald zurückkehrte. Molly hörte ihr Gebrumm, hörte, wie sich der Schlüssel ihrer Schlafzimmertür wieder umdrehte, und wartete wiederum eine Stunde. Dann begab sie sich zum zweitenmal in den Keller, ohne beim Knacken der Stufen ängstlich zu lauschen, da das rasselnde Schnarchen jetzt sogar bis in die Diele drang.

Die Lampe war diesmal schnell entzündet, und gleich darauf stand Molly von neuem am Ort ihrer Tätigkeit. Dort hinten schimmerte zwischen Staub und hineingestürztem Schutt etwas Weißliches, Langes. Behutsam räumte sie die Trümmer beiseite, bis die Öffnung groß genug war zum Durchschlüpfen. Sie hob die Lampe . . .

»Nicht ohnmächtig werden! Nicht ohnmächtig werden!« befahl sie sich gleich darauf mit leiser Stimme. Und dennoch wollte ihr Körper in wildem Schreck versagen, denn was der Lichtschein ihr gezeigt hatte, war ein Skelett! Ein menschliches Skelett, dessen hohle Augen sie höhnisch anstierten und dessen gelbe Zähne böse grinsten!

Molly wich zurück - die Lampe schwankte und zitterte in ihrer Hand -, wich weiter zurück bis zur Tür, und die ganze Zeit schien es ihr, daß tief in dem bleichen Schädel Augen saßen, die sie beobachteten. Sie warf die Kellertür zu und taumelte verstört die Stufen hinauf ... da ... da, was war das droben für ein Geräusch? Sie raffte den letzten Mut zusammen, um die Lampe auszublasen und in dieser grauenvollen Finsternis stehenzubleiben, von der sich nur der Gang zur Diele etwas weniger dunkel abhob.

Sollte Mrs. Barn . . .? Aber nein! Die Schnarchtöne erklangen in unverminderter Lautstärke. Also jemand anders? Jemand befand sich in der Diele! Ihr Ohr fing leise Schritte auf, ein Schatten huschte vor dem Ende des Ganges vorbei, wurde aufgeschluckt von der Schwärze. Sollte Bob Stein gekommen sein . . .? Dieser Gedanke ließ sie für einen Augenblick das entsetzliche Gespenst in ihrem Rücken vergessen und trieb sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Von Schauern geschüttelt, sank sie auf das Bett.

Welch fürchterliches Geheimnis barg dieses Haus? Was für dunkle Geister hausten in diesen verfallenen, düsteren Räumen ...?

Am nächsten Morgen rüttelte Mrs. Barn sie wach.

»Auf! Auf! Hier ist eine Tasse Tee. Aber glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen jeden Morgen eine servieren werde! Umgekehrt wäre die Sache richtig!«

Das junge Mädchen verspürte beinahe etwas wie Erleichterung beim Anblick des groben Gesichts der Frau - sie war wenigstens lebendig, wirklich, greifbar!

»Es tut mir leid, Mrs. Barn. Ich ... ich habe so schlecht geschlafen.«

»Was ist los mit Ihnen? Ihre Hand zittert ja. Ein liebliches Bild für Ihren Gatten, falls er heute kommen sollte!«

Ihr Gatte! Folglich war der vorbeigleitende Schatten heute nacht nicht Bob Stein gewesen . . . Aber wer war es dann? Wer?

»Könnte ich vielleicht baden?«

»Gern, wenn ein Bad im Hause existiert!« Mrs. Barn lachte spöttisch. »Übrigens brauchen Sie kein Bad, Sie sind sauber genug. Waschen Sie sich Ihr Gesicht und kommen Sie nach unten.«

Das Wasser in der kleinen Kanne war kalt und erfrischend. Und obwohl es die Schlafrunkenheit nicht ganz vertrieb und obwohl obendrein eine ungewohnte Schwere in ihren Gliedern lastete, setzte sich Molly gehorsam an den Frühstückstisch. Das Brot war härter als am Tage zuvor, und auch die Vorräte - Eier, Konserven und Büchsenmilch - ließen darauf schließen, daß man im »Pfuhl im Moor« sich ohne Lieferanten behelfen wollte. In dieser Hinsicht erwiesen sich ihre Schlüsse allerdings als falsch, denn gegen elf Uhr klopfte es am Tor.

Mrs. Barn ging hinaus und schloß die Haustür hinter sich ab. Doch beobachtete Molly durch das Fenster des Eßzimmers, daß sie einen Korb in Empfang nahm; von dem Boten selbst konnte sie nur den Arm sehen. Mit sichtlicher Befriedigung schleppte die Frau den Korb herein und zeigte beim Auspacken zum erstenmal so etwas wie gute Laune.

»Verhungern werden wir jedenfalls nicht! Was haben Sie heute vor? Wieder im Keller herumstöbern?«

»Nein, nein«, wehrte Molly ab. »Da unten ist es zu ... kalt.«

»Können Sie kochen?«

»Leider nicht.«

»Höchste Zeit, daß Sie es lernen«, brummte die Alte.

Sie trug den Liegestuhl ans Tor, um sich ein wenig zu sonnen, wie sie sagte, während Molly mit müden Schritten ihre gewohnten Runden ums Haus machte.

Als sie zum fünften Mal an der Tür vorbeikam, hörte sie Mrs. Barn, die inzwischen ins Haus zurückgegangen war, rufen: »Kommen Sie schnell mal herein!«

Molly gehorchte und fand Mrs. Barn, die Hände in die Seiten gestützt und in den Korb starren.

»Wieviel Brote habe ich hereingebracht?«

»Zwei«, erwiderte das junge Mädchen, über die sonderbare Frage erstaunt.

»Warum?«

»Ja, und wo ist das andere?« Sie wies auf den einzigen Laib Brot, den der Korb noch enthielt. »Sind Sie sicher, daß ich zwei gebracht habe?«

»Vollkommen sicher!« beteuerte Molly.

Die Frau warf einen mißtrauischen Blick in die Runde.

»Es gibt doch keine Ratten hier, ganz abgesehen davon, daß die nicht so schnell mit einem Brot fertig würden!«

Mollys Herz setzte' einen Moment aus. Der Schatten der vergangenen Nacht . . .! Sie wollte lachen, wollte weinen - ihre Nerven gaben nach, und ein hysterischer Zusammenbruch schien unvermeidlich. Mit letzter Energie riß sie sich zusammen.

»Vielleicht irre ich mich auch, Mrs. Barn. Ich bin heute so müde, daß ich Dinge sehe, die gar nicht vorhanden sind.«

»Ich bin aber nicht müde«, schnauzte ihre Kerkermeisterin. »Haben Sie etwa das Brot genommen?«

»Warum sollte ich es nehmen? Ich bin nicht hungrig, und außerdem konnte ich ja so viel haben, wie ich möchte.«

»Das haut mich um!« Die Alte begann unwirsch die Vorräte in den Schrank zu räumen.

Und jetzt machte Molly keine Runde mehr ums Haus. Ihr saß die Angst im Nacken. Sie beschränkte sich darauf, im Sichtbereich der Frau vor der Haustür auf und ab zu gehen..

Sie hätte beschwören können, daß zwei Brote vorhanden waren. Ein helles und eins mit einer dunkelbraunen Kruste - und dieses eine war jetzt verschwunden.

»Man könnte das Gruseln lernen in diesem Haus!« meinte Mrs. Barn beim Mittagessen. »Ich bin froh, wenn Ihr Gatte da ist.«

Molly seufzte. Über ihren verzweifelten Versuchen zu entkommen und der grausigen Entdeckung im Keller hatte sie Bob Stein beinahe vergessen. O Gott, es war ein fürchterliches Haus, mit diesem Skelett und den lauernden Schatten! Und sie schauderte bei dem Gedanken an die bevorstehende Nacht . . .

Während ihre Wärterin es sich im Liegestuhl bequem machte, schritt Molly wieder vor dem Haus auf und ab und schaute dabei zufällig zu dem Giebelfenster empor. Ein Dreieck von verstaubtem, erblindeten Glas, das sie schon früher bemerkt hatte, und das, wie Mrs. Barn erwähnt hatte, zu einer leeren Bodenkammer gehörte. Doch als ihr Blick jetzt das Fenster streifte, schrie sie auf. Dort oben hatte sich ein weißes, verzerrtes Gesicht an die Scheiben gepreßt - nur einen Atemzug lang, aber es genügte. Molly brach ohnmächtig zusammen.

Durch den Schrei ermuntert, kam Mrs. Barn quer durch das Gestrüpp gestapft. Sie schleppte das Mädchen den gleichen Weg zurück und warf es roh in den Liegestuhl.

»Was ist denn los mit Ihnen? He, wachen Sie auf!«

Aber umsonst schüttelte sie das arme Mädchen; Molly erlangte die Besinnung erst wieder, als die Klauen der Alten ihren Nacken umklammerten und ihren Kopf bis auf die Knie preßten.

Noch ganz benommen, taumelte sie hoch und wäre von neuem umgefallen, wenn Mrs. Barn sie nicht aufgefangen hätte.

»Nun werden Sie wohl ganz und gar verrückt?« keifte sie.

»Scheint so, nicht wahr?« Mit fast übermenschlicher Anstrengung zwang sich Molly ein Lächeln ab.

»Warum Sind Sie ohnmächtig geworden? Hat Sie etwas erschreckt?«

»Nein«, erwiderte Molly. Vielleicht hatten ihre Überreizten Nerven ihr einen Streich gespielt, und sie hatte hinter dem blinden Glas etwas gesehen, was gar nicht vorhanden war. »Sie haben mir doch schon ein paarmal gesagt, Mrs. Barn, daß ich verrückt sei, und Verrückte können alles tun, was sie wollen.«

An diesem Abend wagte das junge Mädchen eine Bitte.

»Darf ich heute Nacht in Ihrem Zimmer schlafen, Mrs. Barn?«

»Was? Habe ich Ihnen nicht erst gestern erzählt, daß ich mir Verrückte so weit wie möglich vom Halse halte, wenn ich schlafe?«

»Sie glauben doch nicht wirklich, daß ich verrückt bin, Mrs. Barn!«

»Ganz egal! Sie schlafen nicht in meinem Zimmer, wo alle Schlüssel hängen.«

»Haben Sie für mein Zimmer auch einen Schlüssel?«

»Und wenn ich einen hätte, bekämen Sie ihn doch nicht! Außerdem« - sie grinste anzüglich - »kommt möglicherweise Ihr Gatte heute nacht.«

»Was hat das damit zu tun?« fragte Molly, und dann wurde sie weiß wie Kalk. »Sie lassen ihn doch nicht in mein Zimmer?« preßte sie atemlos heraus. »Ich schwöre Ihnen, Mrs. Barn, er ist nicht mein Gatte!«

»Das bilden Sie sich ja nur ein«, war die ganze Antwort.

Kein Hirn ist imstande, zwei Sorgen, zwei Ängste voll zu erfassen - die kleinere muß der größeren weichen; und über dem neuen Schrecken, dem wirklichen und greifbaren, wurden der mysteriöse Schatten, das bleiche Gesicht am Giebfenster, das Knochengerüst vergessen.

In dieser Nacht legte sich Molly völlig angekleidet aufs Bett. Ihre Versuche, die Tür zu verbarrikadieren, waren kläglich gescheitert, da die ganze Einrichtung außer dem Bett nur aus einem Nachttischchen und einem kümmerlichen Waschständer bestand; und das Bett war eines jener alten, schweren Mahagoni-Ungetüme, das sie auch nicht einen Zentimeter abzurücken vermocht hatte.

»Du mußt wach bleiben, du darfst nicht einschlafen!« ermahnte sie sich wieder und wieder. Jedoch die letzte schlaflose Nacht machte sich geltend, und ungeachtet aller Mittel, die sie anwandte, um ihre müden Augen offenzuhalten, siegte schließlich ihr Schlafbedürfnis über ihren Willen.

»Wachen Sie auf!«

Eine Hand streichelte ihre Wange, doch halb im Traum drehte sie sich nur auf die andere Seite.

»Wachen Sie auf, Molly!«

Dieses Mal erkannte sie die Stimme. Bob Stein, in einen langen Mantel gehüllt, beugte sich über ihr Bett, und an der Tür stand Mrs. Barn in ihrem roten Morgenrock.

»Stehen Sie auf!« befahl Stein. »Ah, Sie sind ja fix und fertig angekleidet... das ist gut.«

Mit einem Ruck fuhr sie hoch.

»Was wollen Sie von mir?«

»Das wissen Sie ja, Molly.« Er drehte den Kopf zur Tür.
»Sie können gehen, Mrs. Barn.«

»Bleiben Sie, Mrs. Barn, bleiben Sie!« flehte das junge Mädchen.

Molly versuchte, an Stein vorbeizugelangen, aber er æ-

griff sie am Handgelenk, und während die Tür hinter Mrs. Barn ins Schloß fiel, zog er sie an sich. Immer enger preßten sich seine Arme um ihren Körper.

»Soc Smith ist mir auf den Fersen, Molly, und wird in zwei oder drei Stunden hier sein.« Sein Gesicht, grau vom Staub des Weges, war dicht über dem ihrigen. »Er weiß alles!«

»So weiß er auch, wo ich bin?«

»O ja, Soc weiß es ... Ich könnte Sie jetzt küssen, Molly; aber ich ziehe es vor, in Ruhe Ihren albernen Widerstand zu brechen. Mit der Zeit werden Sie mich schon lieb gewinnen, kleine Molly, in einem schönen Land, in Brasilien.«

»Und wenn ich nichts von Ihrer Liebe wissen will«, sagte sie angstbebt, aber standhaft, »was geschieht dann mit mir? Muß ich dann das Schicksal jenes Mannes im Keller teilen?«

Unter dem Staub wurde Steins Gesicht blaß.

»Großer Gott! Haben Sie das entdeckt?«

Molly blieb stumm. Welch maßlose Torheit hatte sie begangen, ihn das wissen zu lassen . . .!

»Antworten Sie!« donnerte er, während seine Finger mit eisernem Griff ihre Schulter umklammerten. »Wie haben Sie es gefunden? Weiß auch die Frau davon?«

Widerwillig berichtete Molly von ihren Fluchtplänen, von ihrer mitternächtlichen Arbeit im Keller und von der grausigen Entdeckung. Und je mehr sie erzählte, desto ruhiger wurde sie.

»Armes, kleines Ding!« Seine Stimme klang fast weich. »Das hatte Ihnen erspart bleiben können! Ich hatte der Alten eingeschärft, Sie nicht aus den Augen zu lassen!«

Er überlegte einen Moment, auf seine Knöchel beißend.

»Können wir gehen?«

»Nein . . .!«

Beide fuhren herum. Ein Mann, den Molly trotz seines schmutzigen, unrasierten Gesichtes sofort erkannte, stand in der Tür, den Revolver auf Stein gerichtet.

«Ich bin Inspektor Frank Weldon von Scotland Yard und verhafte Sie wegen dringenden . . .»

Ein Schuß erdröhnte. Bob Stein hatte von der Hüfte aus gefeuert, und Weldon stürzte vornüber auf das Gesicht.

Das junge Mädchen schrie entsetzt auf. im Korridor trampelten schwere Füße, und gleich darauf erschien das kantige Gesicht von Mrs. Barn in der Türöffnung.

»Oh, was haben Sie getan!« zeterte sie.

Stein würdigte sie keiner Antwort. Er steckte die rauchende Pistole in die Manteltasche zurück, bückte sich, um den regungslosen Körper aufzuheben, und ging mit seiner Last hinaus.

Ein Fußtritt schmetterte die Tür zu. Und Molly war allein mit dem feuchten roten Fleck auf dem Fußboden.

Sie riß die Decken vom Fenster und spähte hinaus. Stein - sie erkannte ihn an seinem hellen Staubmantel - schleppte seine Bürde quer durch den Garten zum Tor, das Mrs. Barn hinter ihm schloß, um dann Hals über Kopf ins Haus zurückzujagen.

»Allmächtiger«, keuchte sie, in Mollys Zimmer stürzend, »das ist Mord! Hätte ich doch nur sein Geld nicht angenommen! Aber ich dachte, es wäre ihm nur um Sie zu tun. Gott verdamme ihn und Sie dazu! Wo ist dieser Kerl nur plötzlich hergekommen?«

»Er ist die ganze Zeit Über im Haus gewesen«, versetzte Molly mit zitternder Stimme.

»O Gott, sicher weiß man in Scotland Yard, daß er sich hier aufhielt! Was soll ich nur machen . . .? Was soll ich nur machen? Miss« - sie griff nach den Händen des jungen Mädchens - »Sie können doch bezeugen, daß ich nichts da-

mit zu schaffen hatte, mit diesem Mord? Ich habe doch bloß auf Sie aufgepaßt. Dafür hat er mir fünfhundert Pfund gegeben, und er hat mir auch noch dieses Haus versprochen. Sie werden für mich eintreten, nicht wahr? Sie werden aussagen, daß ich nicht dabei war, als er den Mann erschöß?«

»Lassen Sie mich allein, Mrs. Barn«, wehrte Molly ab.
»Ich muß jetzt nachdenken.«

»Aber Sie treten für mich ein, ja . . .? Jetzt trägt er den anderen fort, und Gott geb's, daß er nicht wiederkommt! Soll ich Ihnen einen Tee machen?«

Je mehr Molly erkannte, daß dieses entsetzliche Weib, das jetzt vor ihr kroch, ein erbärmlicher Feigling war, desto mehr wuchs ihr eigener Mut.

»Vielleicht geben Sie mir erst eine Erklärung für das Skelett im Keller«, sagte sie kühl.

Die Frau torkelte rückwärts bis zur Wand. »Ein Skelett?«
»Allerdings. Jemand ist in diesem Haus ermordet worden.«
Das war zuviel für Mrs. Barn. Sie rannte in ihr Zimmer und warf sich heulend auf das Bett.

Im Osten begann der Himmel sich grau zu färben, während Molly, unschlüssig über ihre weiteren Schritte, rastlos im Zimmer auf und ab wanderte, und weder das Öffnen des Tores noch das Geräusch von Steins Schlüssel im Schloß der Haustür vernahm.

Ein Weilchen blieb er lauschend am Fuß der Treppe stehen, ehe er seine Taschenlampe anknipste und lautlos - die Schuhe hatte er an der Haustür abgestreift - in den Keller stieg. Hier zog er, ohne dem zusammengebrochenen Mauerwerk oder dem gräßlichen Mann, der dahinter lag, Beachtung zu schenken, zwei automatische Pistolen hervor, die er sorgfältig prüfte.

Bob Stein war nicht geistesgestört. Sein Verstand arbeitete mit ungetrübter Schärfe. Um den Folgen seines ersten Fehl-

tritts zu entgehen, hatte er Verbrechen an Verbrechen gereiht. Eines entstand folgerichtig aus dem anderen, und jetzt galt es den großen Schlag, der alle Spuren verwischen würde.

Frank Weldon lag im Pfuhl, nach dem das Haus seinen Namen trug. Es blieben noch Socrates Smith samt seinem Bruder, das gedungene Weibsbild und - Jetheroe.

Jetheroe würde kommen. Jetheroe, der ihn gewürgt hatte, bis die kraftlosen Finger den Aufenthaltsort Mollys auf das Papier zu kritzeln begannen - bestimmt würde er kommen!

Stein knipste die Taschenlampe aus und setzte sich nieder, um geduldig zu warten.

Auch Socrates würde nach seiner Befreiung aus dem Schrank die Verfolgung aufnehmen und dabei wahrscheinlich danach trachten, mit der Polizei von Ashburton in Verbindung zu treten. Aber alle Telefon- und Telegrafeneleitungen nach Ashburton liefen über Exeter . . .

Bob Stein, seinerzeit einer der größten Strategen von Scotland Yard, verstand zu disponieren . . . Drei Tage lang hatte er das Telegrafennetz, das den Westen Englands mit London verbindet, studiert, und auf der Fahrt vom ›Pfuhl im Moor‹, zehn Meilen vor Exeter, hatte er seinen Wagen angehalten; er hatte sich Steigeisen angeschnallt, war einen Telegrafmast hochgeklettert und hatte in der luftigen Höhe gute Arbeit geleistet. Doch es bestand noch eine weitere Verbindung zwischen Exeter und der Welt in Form einer vierfachen Leitung nach Salisbury - ein Umweg hatte ihn auch von dieser Gefahr befreit. Sechs Stunden, hatte er ausgerechnet, würden die Reparaturen dauern, und er stellte mit Befriedigung fest, daß diese Zeit für seine Pläne ausreichte.

Die drohende Möglichkeit, daß Socrates Smith seine Fahrt in Exeter oder Ashburton unterbrechen würde, um einige Polizeibeamte mitzunehmen, würde wahrscheinlich Lexing-

ton aus dem Weg räumen, der keine Minute Verzögerung hinnehmen würde, um Molly zu befreien.

Inzwischen saß Molly am offenen Fenster und hörte anfänglich ungläubig, dann in panischer Furcht das Surren eines Motors. Auch Mrs. Barn hatte es vernommen.

»Er kommt zurück! Er kommt zurück!« Mit diesem Ausruf stürzte sie in das Zimmer des jungen Mädchens.

Und dann öffnete sich das Tor in der Mauer, und Socrates Smith eilte durch die Gartenwildnis. Molly jagte treppab, in seine Arme, aus denen sie sich erst löste, als Lexington erschien.

»Was? Er hat Weldon erschossen?« rief Socrates, ihren gestammelten, unzusammenhängenden Bericht unterbrechend.

»Ich fürchte, ja; Frank fiel sofort zu Boden«, sagte sie und schauderte. »Oh, Soc, es ist ein schreckliches Haus!«

Lexington legte den Arm schützend um ihre Schultern.

»Jetzt ist es vorbei mit aller Angst, Liebste. Wir nehmen dich gleich mit zu uns nach London.«

»Hat Stein gesagt, daß er zurückkommen würde?« wandte sich sein Bruder an Mrs. Barn.

Die zitterte wie Espenlaub, da sie vor jemandem stand, der zu Scotland Yard gehörte, und brachte wimmernd hervor: »So hat er gesagt . . . aber ich glaube es nicht. Oh, dieser arme junge Mann . . .!«

»Sparen Sie sich Ihr Mitleid!« fuhr Socrates sie an. »Sie werden sich wegen der Rolle, die Sie bei diesem Schurkenstreich gespielt haben, vor Gericht verantworten müssen.«

»Ich bin unschuldig wie ein Lamm«, kreischte das Weib. »Ich weiß von nichts. Er hat mir versichert, daß die junge Dame geistesgestört sei.«

»Und Sie wollen mir einreden, daß Sie das geglaubt haben? Es ist ja übrigens nicht das erstemal, daß Sie in einen

derartigen Fall verwickelt sind - Für diesen wird es wohl Zuchthaus geben!«

Schon lag sie vor ihm auf den Knien - ein widerwärtiger Anblick!

»Ich weiß wirklich nichts, nichts, nichts! Von dem Skelett habe ich erst. . .«

»Was für ein Skelett?« herrschte Socrates sie an.

»Die junge Dame hat es im Keller gefunden. Ich hatte keine Ahnung davon.«

Socrates' Augen suchten Molly.

»Bitte, sprechen wir nicht darüber, jetzt nicht«, flehte sie mit unsicherer Stimme. »Mir ist ganz übel vor Hunger und Schlaflosigkeit.«

»Gut, lassen wir es bis später«, sagte Socrates beruhigend.

Er befahl der Frau, ein kräftiges Frühstück zu bereiten, und ging dann zum Tor hinaus, auf der Suche nach Spuren von Steins Wagen.

Kein Zweifel! Stein war entschlüpft! Seine Äußerung, daß er zurückkehren werde, hielt Socrates für eine Finte.

Auf dem feuchten Boden fand er ohne Schwierigkeit die ihm vertrauten Reifeneindrücke der schweren Limousine und folgte der Spur bereits eine Viertelstunde, als sie plötzlich scharf nach links auf das offene Moor abbog. Deutlich zeigte geknicktes Strauchwerk die Stelle an. Socrates Smith blieb verblüfft stehen. Was hatte Stein veranlaßt, quer über das Moor zu steuern, wo er jeden Augenblick riskierte, auf unbefahrbares Gelände zu geraten?

Mit schnelleren Schritten ging Socrates der Spur nach - hier hatte der Wagen einen Busch niedergebrosen, dort einen tiefen Abdruck hinterlassen. Geradeaus glitzerte jetzt Wasser auf, doch die Spuren wandten sich seitlich zu einem kleinen Dickicht verkrüppelter Bäume. Als Soc sich durch das Unterholz gezwängt hatte, erblickte er unversehens den

Wagen. Kein Zeichen von Frank Weldon, kein Zeichen von Stein! Blutflecken auf der Polsterung - weiter nichts!

Der Pfuhl war nur ein Dutzend Meter entfernt, und an seinem Ufer stieß Smith unerwartet auf einen Mann, an dem das Wasser herunterlief und der sich bemühte, seine Schulter mit einem hierzu ungeeigneten Taschentuch zu verbinden.

»Weldon!« schrie Socrates, worauf der junge Inspektor von Scotland Yard mit einem Schmunzeln zu ihm aufblickte.

»Hallo, Mr. Smith! Ich hörte Sie kommen. Haben Sie ihn?«

»Nein. Aber beinahe hatte er Sie, mein Junge!«

»Es ist nicht so schlimm! Die Kugel ging durchs Schlüsselbein und hat mich glatt umgeworfen.«

Socrates kniete schon neben ihm und begann, die böse aussehende Wunde behutsam zu verbinden, »Ja, Weldon, Ihr Schlüsselbein ist kaputt. Hat er Sie ins Wasser geworfen?«

»Und wie! Ich hatte nur Glück, daß er nicht gewartet hat, um mich ertrinken zu sehen«, berichtete Frank Weldon mit unerschütterlichem Gleichmut. »Hat ein bißchen Arbeit gekostet, durch den Schlamm ans Ufer zu kommen. Reizende Kreatur, dieser Robert Stein . . . muß eine Zierde unserer makellosen Polizei gewesen sein . . . ! Als ich stürzte und der Gebrauch meines guten Revolvers nicht mehr möglich war, habe ich den Toten gespielt. Und diesen Toten lud er schleunigst auf seinen Wagen - der Mann hat Bärenkräfte! - und fuhr mit ihm aufs Moor. Ich dachte, daß er mich unterwegs irgendwo ins Gestrüpp schmeißen würde, aber in den Pfuhl . . . das hätte ich mir nicht träumen lassen! »Pfuhl im Moor!« - den Namen werde ich so leicht nicht vergessen! Ist er entkommen?«

»Sein Wagen steht dort drüben«, entgegnete Socrates nachdenklich. »Er kann doch nicht zu Fuß auf und davon sein.«

»Vielleicht hatte er noch ein anderes Auto hier in Reserve stehen. Ein gerissener Kunde! Hat er etwa Miss Templeton mitgenommen?«

»Gott sei Dank nicht!« Langsam wanderten sie zum Weg zurück.

»Mr. Smith, die Sache gefällt mir nicht«, nahm Weldon das Gespräch wieder auf. »Ich kann mir nicht denken, daß er freiwillig auf sie verzichtet hat.« Socrates dachte dasselbe.

Und dennoch hätte es eine unerhörte Waghalsigkeit bedeutet, wenn Stein noch in der Umgebung geblieben wäre. Auf dem Dartmoor befand sich ein großes Zuchthaus, und die Polizei des ganzen Bezirks war so organisiert, daß sie innerhalb kürzester Frist einen Ring um das gesamte Moor schließen konnte, der jedes Durchschlüpfen eines Verbrechers unmöglich machte.

»Haben Sie Jetheroe gesehen?« fragte Socrates plötzlich.

»Nein. Weiß er denn, daß Miss Templeton hier ist?«

»Ganz bestimmt. Das kleine Erdrosselungsmanöver - ach, richtig, Sie waren ja nicht mehr im »Prinzenhof«, als es passierte«, erinnerte sich Socrates und erzählte seinem Gefährten die Ereignisse jener Nacht. »Ich wußte, daß es Jetheroe war, und ich wußte auch, was er wollte«, schloß er.

»Und trotzdem haben Sie auf den armen Teufel geschossen?«

Socrates' ernstes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln.

»Ich wollte ihm nur Beine machen! Zweimal hätte ich ihn treffen können und mußte meine ganze Schießkunst schmachvoll verleugnen!«

Im Haus fanden sie den Frühstückstisch gedeckt, und Mol-

ly war übergücklich, als sie Socs Begleiter erblickte.

»Ich habe Ihnen wohl einen tüchtigen Schrecken eingejagt, Miss Templeton, da oben am Giebelfenster? Ich habe allerdings angenommen, daß Sie mich erkennen würden.«

»Sie haben schauerlich ausgesehen«, lächelte das junge Mädchen. »Einfach scheußlich! Ich hielt Sie für irgendein Gespenst, das seit Jahren hier haust. Denn als ich Sie das erstemal zu Gesicht bekam . . .«

»Wann war denn das?« unterbrach Weldon sie überrascht.

»Die Nacht vorher, als Sie über die Diele schlichen.«

»Aber . . . das war ja nach Mitternacht! Was haben Sie denn da getrieben?«

Molly zog eine kleine Grimasse.

»Nach dem Frühstück will ich alles erzählen. Jetzt mag ich mich nicht mehr daran erinnern.«

Eine sehr niedergeschlagene Mrs. Barn bediente sie, und trotz des Grauens, das in der Luft des verwahrlosten Hauses zu hängen schien, wurde es für Molly das fröhlichste Mahl ihres bisherigen Lebens. Als die Alte sich dann in die Küche zurückgezogen hatte, erzählte Socrates die Geschichte von Mandles Ermordung.

»Ich habe das Ganze rekonstruiert«, begann er, »und ich glaube, daß kein Baustein fehlt, ausgenommen die allerletzte Triebfeder, der Grund zu der Furcht, die die einstigen Freunde John Mandle und Robert Stein entzweit hat. Manche Informationen verdanke ich dem Archiv von Scotland Yard, aber die meisten Fingerzeige lieferten mir das Personal, Molly . . .«

»Ich?« rief das junge Mädchen erstaunt.

Socrates nickte.

». . . und einige Beobachtungen. Als ich vor einer Woche eine Einladung John Mandles erhielt, ein paar Tage draußen auf seinem Landsitz zu verleben und meinen Bruder mitzubringen, war ich, offen gesagt, reichlich überrascht. Nach seiner Verabschiedung aus dem Dienst hatte ich ihn bisweilen flüchtig gesehen, aber wir waren durchaus nicht das, was man als gute Freunde bezeichnet.

Während unserer gemeinsamen Dienstzeit konnte ich nicht umhin, seine dienstlichen Methoden des Öfteren zu verurteilen. Er war absolut skrupellos und hat, um eine Verurteilung herbeizuführen, Mittel angewandt, die weder korrekt noch anständig waren. Ein Beispiel dafür ist der Fall Kenneth Ward oder - wie Sie ihn kennen, Molly - Jetheroe.«

»War er denn ein Verbrecher?« fragte sie erschrocken.

»Er ist als junger Mann in schlechte Gesellschaft geraten«, drückte Socrates sich diplomatisch und doch wahrheitsgemäß aus, »und er wurde in eine Reihe fragwürdiger Affären verstrickt. Bevor er sich daraus lösen konnte, wurde er vor Gericht gestellt und erhielt eine mehrmonatige Gefängnisstrafe. Leider geriet er nach ihrer Verbüßung wieder in die Netze derselben Bande, die ihn verführte, bei verschiedenen

Schwindeleien mitzumachen. Diesmal wurde er durch Mandle gefaßt, der ihm zu einer Strafe von vielen Jahren verhalf.

Mandles Eifer hatte einen besonderen Grund. im Verlauf seiner Nachforschungen hatte er nämlich entdeckt, daß Ward mit einer auffallend schönen, liebenswürdigen Frau verheiratet war, die vom Treiben ihres Gatten nicht das geringste ahnte. Sie trug einen der falschen Namen, die sich Ward zugelegt hatte, nämlich den Namen Templeton - und sie wußte nicht, daß er sie unter falschem Namen geheiratet hatte.«

»Templeton!« flüsterte Molly. »War es meine Mutter?«
Socrates nickte ernst.

»Dann ist Mr. Jetheroe . . .«

»Ja, er ist Ihr Vater. Aber vergessen Sie nicht, Molly, daß das alles Jugendsünden waren. Er hat dafür gebüßt, und was er heute besitzt, ist ehrliches Eigentum. Ich hatte zuerst vermutet, daß er bei seinen Schwindeleien genug beiseite gebracht habe und jetzt davon lebe. Das ist aber nicht der Fall. Er hat vor Jahren von einer Tante, die von seinen Verfehlungen nichts wußte, ein beträchtliches Vermögen geerbt.«

Molly atmete heftig, und ihre auf Socrates gerichteten leuchtenden Augen verrieten, daß sie der Vergangenheit ihres Vaters und seinen Missetaten sehr viel weniger Wichtigkeit beimaß als der Tatsache, daß ihr Vater noch lebte.

»Ihr Vater«, fuhr Socrates fort, »der unter einem anderen Namen verurteilt worden war, wagte es nicht, seiner Gattin zu schreiben. Und nun begann Mandle, der sich in die schöne Frau verliebt hatte, ihr klarzumachen, daß ihr verschollener Gatte tot sei. Er legte ihr eine gefälschte Sterbeurkunde vor und überredete sie nach und nach, ihn zu heiraten.«

»Also darum hat er mich gehaßt!« warf Molly ein. »Weil

ich die Tochter des von ihm Betrogenen bin.«

»Das glaube ich auch. Jedenfalls arbeitete Mandle Tag und Nacht daran, noch irgend etwas in der Vergangenheit Ihres Vaters aufzudecken. Er fand auch ein Delikt, das eigentlich durch die inzwischen erfolgte Strafe als verbüßt hätte gelten müssen; aber Mandle gab keine Ruhe, bis Ihr Vater noch eine weitere Strafe zudiktiert bekam.

Und nun zu Stein! Vor etwa zwanzig Jahren hatten Mandle und er den Entschluß gefaßt, ihren Abschied zu nehmen. Sie galten als vermögende Männer, denn es war bekannt, daß sie erfolgreich an der Börse spekuliert hatten. Allerdings hatte ihnen ihre Beziehungen zu ein paar anrühigen Maklern auch einen Verweis eingetragen.

Beide kauften sich nach ihrem Abschied in Hindhead an, besuchten einander und pflegten gute Freundschaft. Doch ganz allmählich begann einer dem anderen zu mißtrauen und ihn zu fürchten. Vor ungefähr sieben Jahren stellte Mandle als erster Fallen auf, brachte Alarmklingeln an und baute elektrisch funktionierende Türverschlüsse ein. Stein folgte bald seinem Beispiel und sicherte sich mit ähnlichen Maßnahmen. Zur Krise kam es, als Stein religiös wurde. Vielleicht ist es euch bedeutungslos erschienen, daß Stein in der Erweckungsversammlung in Goldaming eine Ansprache halten wollte; aber gerade diese Absicht war es, die Mandle in derartige Furcht versetzte, daß er beschloß, Stein noch vorher zu töten.«

»Das mußt du uns erklären, Soc«, bat Lexington.

»Bei diesen Erweckungsversammlungen ist es üblich, daß die Teilnehmer öffentlich ihre Sünden bekennen. Es ist eine Form religiöser Exaltiertheit, sich selbst zu erniedrigen und zu beschuldigen. Mandle war entsetzt bei dem Gedanken, daß auch Stein vortreten und ihr gemeinsames Geheimnis preisgeben würde. Ich persönlich bin allerdings überzeugt,

daß Stein nichts dergleichen beabsichtigte; wahrscheinlich hat er seine religiösen Neigungen nur betont, um Mandle Angst einzujagen.«

Lexington fragte erstaunt: »Aber warum dann seine Einladung an uns?«

»Diese Einladung hat mich gleich außerordentlich überrascht«, fuhr Socrates fort, »um so mehr, als Mandle nie ein gastfreundlicher Mensch gewesen ist, schon gar nicht einem relativ Fernstehenden gegenüber. Jetzt allerdings ist mir das Motiv vollkommen klar. Ich sollte ihm ein einwandfreies Alibi verschaffen! Wenn ich vor Gericht aussagte, daß ich Augenzeuge gewesen sei, wie Mandle wegen seines Rheumas ins Bett getragen werden mußte - wer hatte ihn da wohl verdächtigen können, Bob Stein gehängt zu haben?«

»Gehängt . . . ? Hätte er das geplant?« fragte Weldon ganz verblüfft.

Socrates nickte.

»Beide Männer hatten sich für Notfälle ein Verständigungssystem ausgedacht, das sie vom Telefon unabhängig machte, weil das möglicherweise abgehört werden konnte. Als ehemalige Polizeibeamte beherrschten sie natürlich den Morse-Code, und so gaben sie sich zu einer vereinbarten Nachtstunde Lichtsignale; sie benutzten hierzu die Fenster der Weißen Villa, die sowohl vom ›Waldfrieden‹ als auch vom ›Prinzenhof‹ aus sichtbar sind. Mandle hatte die Nacht vom dritten Juni für den Mord geplant, und so legte er natürlich großen Wert auf meine Anwesenheit in seinem Hause. Er bat mich, zu telegrafieren, falls ich in letzter Stunde noch verhindert sein sollte, und war ungewöhnlich aufgeregt - wie Molly mir erzählte -, als ich mit dem Mittagszug nicht eingetroffen war. Er fragte sie auch, ob kein Telegramm gekommen sei... Mandle hatte schon geraume Zeit vor unserer Ankunft über starken Rheumatismus geklagt,

der es ihm unmöglich machte, ohne fremde Hilfe zu gehen, und die Krankheit erreichte offenbar ihren Höhepunkt am Tage unseres Eintreffens.

Abends signalisierte er Stein die dringende Aufforderung, zu den Drei Eichen zu kommen. Mandle muß übrigens sein Haus vor Molly verlassen haben, denn sie sah jemand im Gebüsch lauern. Er ließ sie vorbei, kletterte auf den Baum und legte sich der Länge nach auf den mächtigen Ast, der quer über den Pfad reicht. Von oben wollte er Stein eine Schlinge um den Hals werfen und ihn hochziehen. Wie die in seiner Tasche gefundenen Handschellen beweisen, wollte er dem Aufgehängten die Hände fesseln und dann in Ruhe das Ende abwarten. Ein listiger Plan! Wenn er nachher dem Toten die Handschellen abnahm, mußte alle Welt an einen Selbstmord glauben. Um diese Ansicht noch zu untermauern, hatte Mandle bereits zu verschiedenen Leuten, darunter auch zu Inspektor Mallet, von Steins religiöser Manie gesprochen.

Aber Stein traute ihm nicht; er kam, die Pistole schußbereit in der Hand. Die Schlinge muß ihn gestreift haben, und als er nach oben blickte, gewahrte er das Gesicht über dem Ast und feuerte blitzschnell. Mandle war sofort tot, ohne Zucken, - ohne Todeskampf, so daß er das Gleichgewicht nicht verlor.

Stein nahm den Strick ab, warf ihn über den Körper und eilte heim, wo er, um jeden Schatten eines Verdachtes von sich abzuwälzen, einen Überfall auf sich selbst vortäuschte. Er fesselte sich, wie ein Mann mit guten Zähnen es sehr wohl fertigbringt. Zu seinem Pech geriet bei dieser Prozedur aber ein Stückchen Werg vom Strick in seinen Mund, das er ausspuckte, und . . .«

»Du hast es auf seinem Kissen gefunden«, rief Lexington.

»Ganz recht. Aber was noch unheilvoller für ihn war: Je-

theroe, der auf der Suche nach dem Mann war, der Molly erschreckt hatte, hatte ihn gesehen. Und sobald Stein durch die Aussage des Gärtners Gritt erkannt hatte, daß es einen Augenzeugen gab, stand es für ihn fest, daß er Jetheroe aus dem Weg räumen mußte. Auf welche Weise er ihn zu den Drei Eichen gelockt hat, weiß ich nicht, aber auch dafür wird es eine Erklärung geben. Alles übrige wissen Sie!«

Molly schüttelte sich vor Grauen.

»Ob er wahnsinnig ist. . .?«

»Das glaube ich nicht!« antwortete Socrates. »Stein ist ein sehr gescheiter Mensch, der mir in mancher Hinsicht fast leid tut. Zweifellos hat er Mandle aus Notwehr erschossen, obwohl er Schwierigkeiten gehabt haben würde, das zu beweisen.«

»Aber das irre Gelächter!« wandte Molly ein.

»Das war klug ersonnen. O nein, Stein ist nicht verrückt, im Gegenteil, er war so umsichtig, daß er eigens nach Nord-England reiste, um die Gummischuhe zu kaufen, die er in der Mordnacht getragen hat.«

»Und die er vermutlich als hinderlich zurückließ, als er sich durch das Gebüsch davonmachte«, ließ Weldon vernehmen.

»So, das ist alles. Und nun, Molly, berichten Sie uns jetzt die Sache mit dem Skelett«, schloß Socrates.

In möglichst knappen Sätzen erzählte sie von ihren Fluchtplänen und dem grausigen Fund.

»Also im Keller!« sagte Socrates nachdenklich. »Ich hatte es draußen vermutet und hatte deswegen bereits einem Mann den Auftrag erteilt, den Garten in den nächsten Tagen zu roden. Komm, Lex, ich muß mir das ansehen.«

Mit der Petroleumlampe ausgerüstet, stiegen sie hinunter und gingen, ohne sich im ersten Keller umzusehen, zu dem von Molly beschriebenen Loch in der Wand des zweiten

Raumes. Socrates stellte die Lampe auf den Boden und kniete vor der Öffnung nieder,

»Weiß Gott, ein scheußlicher Anblick!« sagte er.

Er griff in das Dunkel, drehte den Schädel um und wies auf einen Riß.

»Hier ist die Kugel eingeschlagen, und dies hier« - er befühlte den Staub - »ist ein Rest von ungelöschtem Kalk. Schauen wir uns mal ein bißchen um . . . die Mauer macht den Eindruck, als habe sie jemand gebaut, der davon nicht viel verstanden hat!«

Er hob langsam die Lampe, um sie im selben Moment auf den Boden zu schmettern.

Am Eingang flammte es auf. Ein dröhnender Knall . . . Ein neuer Schuß, den Socrates, flach auf dem Boden liegend und nur den Arm ausgestreckt, erwiderte. Er feuerte zweimal, hörte ein Stöhnen und dann stolpernde Schritte.

»Was ist los?« ertönte Mollys Stimme oben auf der Kellertreppe.

»Fort mit Ihnen!« schrie Socrates. »In Ihr Zimmer und abschließen! Los!«

Vorsichtig kroch er bis zur Verbindungstür zwischen den beiden Kellern - eine weise Maßnahme, denn eine Kugel zischte von der Treppe her so dicht an seinem Gesicht vorbei, daß er den Luftzug spürte.

Erst als Steins Schritte im Gang widerhallten, hetzte Socrates die Stufen hinauf, zog seinen Rock aus und schob ihn um die Ecke.

Päng, pfiß eine Kugel hindurch. Stein, auf der halben Treppe zum oberen Stockwerk, beherrschte den Eingang zum Keller.

Doch nun trat eine Ablenkung ein.

Die Haustür wurde geöffnet, und gleich darauf krachten neue Schüsse. Wer auch immer der neue Ankömmling sein

mochte - er war dem Kugelregen entgangen, denn Socrates vernahm das Zuknallen der Tür zum Eßzimmer, wohin sich der Unbekannte gerettet hatte.

Nichts war jetzt mehr zu hören als Steins schweres Atemholen, doch das so deutlich, daß Socrates zweimal auf gut Glück feuerte. Die Treppe knarrte . . . Stein mußte den oberen Korridor erreicht haben. Endlich! Socrates rannte zur Diele, die er gleichzeitig mit dem neuen Ankömmling betrat - es war Jetheroe!

Hinaufzustürmen hätte den sicheren Tod bedeutet, da Stein vom Geländer aus jede Stufe beherrschte. Jetzt hörten sie ihn gegen die Tür von Mollys Zimmer hämmern. »Kommen Sie heraus!« brüllte er.

»Gehen Sie dort fort, Sir! Haben Sie denn noch nicht genug Unheil angerichtet. ..?« Das war die Stimme von Mrs. Barn, die sich aus ihrem Zimmer hervorgewagt hatte.

Ein Knall, ein schwerer Plumps . . . Mrs. Barn war als Zeugin in einem Verfahren gegen Stein für immer ausgeschieden. »Kommen Sie heraus!« brüllte der Verbrecher von neuem. Die Zimmertür oben brach - ein angstvoller Schrei . . . Und da flog Lexington, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Zweimal knallte Steins automatische Pistole, dann war Lex bei ihm . . . Ineinander verschlungen rollten sie die Stufen hinunter, doch ganz plötzlich lösten sich Steins Hände . . .

Socrates riß seinen Bruder auf die Füße und beugte sich über den Sterbenden. Mühsam hob dieser die Lider, sah Socs Gesicht und lächelte. Die Lippen bewegten sich . . .

Und dann vernahm Socrates die letzten Worte des Mannes, der sich in seinem Dämmerzustand vor Gericht glaubte und die Eidesformel wiederholte: »Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen . . .«

Das Murmeln erstarb. Erschöpft drehte Bob Stein den

Kopf zur Seite und verschied.

Es war spät nachmittags, als Socrates das Haus verließ, in dessen Diele zwei mit Decken verhüllte Leichen lagen. Das junge Mädchen hatte er unmittelbar nach dem verhängnisvollen Geschehen in Begleitung seines Bruders und Jetheroes nach London geschickt; Frank Weldon lag, da seine Verwundung sich doch als sehr ernst herausgestellt hatte, schon seit Stunden im Krankenhaus.

»Pfuhl im Moor« mit seinem Skelett dem Chef der Polizei von Devonshire überlassend, nahm Socrates in Exeter den Schnellzug nach London und sah sich am späten Abend daheim von frohen Gesichtern empfangen.

»Nein, danke, ich habe im Speisewagen gegessen«, wehrte Socrates Smith den alten Septimus freundlich ab, der seinem Herrn unbedingt etwas vorsetzen wollte; dann wandte er sich an Jetheroe: »Sie sind spät gekommen.«

Es war die erste Andeutung, die er über sein Erscheinen im »Pfuhl in Moor« machte.

»Ich mußte mit der Bahn reisen, und die Zugverbindung ist äußerst mangelhaft. Ein Glück, daß die Haustür offenstand!«

»Aber wie in aller Welt sind Sie in den Garten gelangt?« erkundigte sich Socrates.

»Ich bin auf die Mauer geklettert. Der Sprung hinunter war in meinem Alter allerdings ein großes Risiko!« Socrates seufzte.

»Nun ist es vorbei . . .!«

»Tut dir das leid?« fragte Lexington, sein Bruder nickte.

»Ein so interessanter Fall und ging so schnell zu Ende ...! Heute ist der zehnte Juni, also ist erst eine Woche seit unserer Abreise nach Hindhead vergangen . . . Jetzt aber, Mr. Jetheroe«, er lächelte dem glücklichen Vater zu, der Mollys Hand nicht losließ, »jetzt müssen Sie damit herausrücken!«

»Womit, Mr. Smith?«

»Mit John Mandles Bericht, den Sie aus dem Marmorsitz des Pavillons fortgenommen haben.«

Jetheroes Miene erhellte sich. »Ach, den meinen Sie!«

Er zog einen Stoß zusammengefalteter Papiere aus der Brusttasche und reichte sie herüber.

»Ist er interessant?« forschte Socrates. »Wirft er ein Licht auf den Mord in ›Pfuhl im Moor‹?«

»Es war gar kein Mord, und das ist das Ungewöhnliche dabei. Handle und Stein könnten einem beinahe leid tun.«

»So ... so! Kennen Molly und Lex den Bericht schon?«

»Nein.«

»Dann möchte ich ihn vorlesen.«

Socrates blätterte die Seiten flüchtig durch und hob bei der letzten überrascht die Augenbrauen.

»Mr. Smith - Verzeihung, Socrates«, rief Molly, »man darf niemals den Schluß vorwegnehmen.«

Er schmunzelte. »Das tun Romanleser immer!« Und seine Brille aufsetzend, begann er, sie mit dem Inhalt des bemerkenswerten Dokumentes bekanntzumachen.

»Ich, John Handle, setzte diesen Bericht auf im Hinblick auf etwaige Belastungen, die mein früherer Kollege Robert Stein im Falle meines Todes gegen mich vorbringen könnte.

Robert Stein und ich sind zusammen in den Polizeidienst eingetreten, wir taten an derselben Stelle Dienst und wurden beide nach unserer Beförderung der Kriminalabteilung überwiesen. Da wir beide ehrgeizig waren, schreckten wir vor keinem Mittel zurück, um eines Verbrechers habhaft zu werden oder ihn zu überführen. Diesen Punkt muß ich betonen, weil Stein mir später vorgeworfen hat, ich sei der skrupelloseste Beamte von Scotland Yard gewesen. Tatsache ist aber, daß dies von ihm mit derselben Berechtigung gesagt werden kann.

Einige Jahre nach unserer Versetzung in die Kriminalabteilung gerieten wir in enge geschäftliche Verbindung mit verschiedenen Spekulanten und Börsenmaklern, die keine einwandfreien Geschäfte machten. Allerdings hatten wir anfangs hiervon keine Ahnung, da wir glaubten, daß wir in unserer Eigenschaft als Polizeibeamte vor Schwindlern sicher seien. Dennoch sind wir in der unverschämtesten Weise übers Ohr gehauen worden. Durch diese Geschäfte, die sich über einen Zeitraum von zwölf Monaten erstreckten, gerieten wir mehr und mehr in Schulden und sahen uns schließlich Verpflichtungen in einer Höhe von mehr als fünftausend Pfund gegenüber. Die Situation war für uns mehr als bedenklich, da Zahlungsunfähigkeit unweigerlich zu unserer Entlassung aus dem Polizeidienst geführt haben würde. Wenn der Chef der Kriminalabteilung gewußt hätte, daß wir mit Börsenjobbern, noch dazu mit anrüchigen, Geschäfte gemacht hatten, so wäre er schon längst eingeschrit-

ten.

Unsere Gläubiger drängten, und die Lage erschien hoffnungslos; da erhielten wir den Befehl, nach Emile Deveroux, dem Kassierer der Bank von Lyon, der mit dreißig Millionen Francs durchgegangen war, zu fahnden und ihn zu verhaften. Man wußte, daß er sich in England befand. Da wir außer einer Fotografie, die uns von einer Frau aus seinem Bekanntenkreis überlassen worden war, über keinerlei Anhaltspunkte verfügten, war die Aufgabe nicht leicht und der Erfolg sehr zweifelhaft.

Eines Abends, als wir in einem Restaurant von Soho aßen, wobei sich unser Gespräch um unsere verfahrenere finanzielle Lage drehte, stutzte Stein plötzlich und blickte gespannt einem Mann nach, der das Restaurant verließ.

»Das muß Deveroux sein«, flüsterte er mir zu.

Wir zahlten in aller Hast, eilten hinaus und sahen, wie der Fremde wegfuhr. In einer Taxe jagten wir ihm nach, verloren aber im Verkehrsgedränge seine Spur. Die von ihm eingeschlagene Richtung ließ die Möglichkeit offen, daß er sich zur Paddington Station begeben hatte, und so schwach diese Chance auch war, wollten wir sie doch ausnutzen. Als wir zum Bahnhof kamen, fuhr gerade der Westexpress aus der Halle, und in einem der vorbeigleitenden Wagen entdeckte ich den Mann, von dem wir glaubten, daß er Deveroux sei. Wären wir unserer Sache sicher gewesen, so hätten wir den Zug noch innerhalb Londons anhalten lassen. So aber begnügten wir uns mit einer Nachforschung in der Gepäckaufgabe, wo wir den Dienstmann ausfindig machten, der seine Koffer befördert hatte. Das Gepäck, ein großer Lederkoffer und eine Reisetasche, waren nach Ashburton expediert worden.

Am nächsten Morgen fuhren Stein und ich nach Devonshire - Unkosten spielten keine Rolle, da die Bank von Lyon

für alles aufkam. Es war bitterkalt. Stein war wütend über diese Reise ins Ungewisse, die besonders in den zugigen Wagen der Nebenstrecke nach Ashburton äußerst unbequem war. In Ashburton stellten wir fest, daß ein Herr, auf den unsere Beschreibung paßte, tags zuvor in einem Einspanner zu einem Haus am Newton-Abbat-Weg gefahren war. Weitere Nachforschungen ergaben, daß es sich um unseren Mann handelte. Es sei ein Franzose, lautete die Auskunft, der das Grundstück vor drei Jahren gekauft und eine Menge Geld ausgegeben hatte, um eine hohe Mauer rings um das Haus aufführen zu lassen. Natürlich war seine Absicht, vor der Außenwelt abgeschirmt zu sein, er hatte aber nicht bedacht, welches Aufsehen das ungewöhnliche Bauwerk erregen mußte.

Allerdings war die Mauer für Ashburton nur ein Neun-Tage-Wunder gewesen, und das Städtchen dachte längst nicht mehr an den Franzosen und seine exzentrische Mauer. Uns aber bot sie ein unbequemes Hindernis.

Ein kalter Nordwest blies uns den mit Graupeln vermischten Regen ins Gesicht, als wir uns an diesem 27. Februar zum ›Pfuhl im Moor‹ aufmachten - zu Fuß, um möglichst unauffällig zu bleiben. Es war ein mühevoller Marsch, bis das düstere Gebäude, abgeschnitten von der übrigen Welt, vor uns auftauchte. Die Mauer war in der Tat außerordentlich hoch und das Tor so dick und schwer, daß es jeder Gewaltanwendung getrotzt haben würde. Also mußten wir es überklettern! Auf Steins Schultern stehend, vermochte ich gerade noch den oberen Rand der Mauer zu fassen. Bob schob seine Hände unter meine Füße und hob mich hoch, so daß ich endlich mit Mühe und Not auf die Brüstung gelangte. Mein Versuch, auch ihn heraufzuziehen, scheiterte, da meine Arme nicht weit genug herunterreichten.

Wir hatten uns die Mauer gegenüber dem Tor ausgewählt, und augenscheinlich befand ich mich jetzt gegenüber der Rückseite des Hauses, aus dessen Schornstein leichte Rauchwölkchen aufstiegen. Mein Sprung von der Mauer gelang ohne Unfall. Vorsichtig schlich ich mich zum Tor, in dem glücklicherweise der Schlüssel steckte, und ließ Stein herein.

Zu unserer Überraschung war die Haustür nur angelehnt. Als wir leise die unbeleuchtete Diele betraten, drang aus dem Zimmer zur Rechten Tellerklirren. Ich riß die Tür auf und trat über die Schwelle.

Vor der Schmalseite des Tisches saß ein Mann. Er rauchte eine lange, dünne Zigarre, die er bei unserem Eintritt langsam auf die Tischkante legte, und richtete sich halb auf.

›Ich verhafte Sie, Deveroux, sagte ich auf Französisch, wegen Unterschlagung und Diebstahls‹.

Kaum waren die Worte ausgesprochen, als es krachte: Deveroux fiel mit blutüberströmtem Gesicht vornüber auf den Tisch und, bevor wir ihn erreichen konnten, weiter seitwärts auf den Fußboden. Und nun erst bemerkte ich, daß der ganze Tisch von Päckchen mit französischen Banknoten bedeckt war . . .

Stein hatte früher als ich den Revolver gesehen und war mit einem Fluch auf den Franzosen zugesprungen, um ihm die Waffe aus der Hand zu reißen. Jetzt fluchte er noch grimmiger, denn es ist nicht rühmlich für einen Beamten, wenn der Mann, den er verhaftet, Zeit findet, sich vor seinen Augen zu erschießen.

›Eine verdammte Geschichte‹ hatte Stern geknurr. ›Der arme Teufel ist hinüber!‹

Dann gewahrte auch er die Banknoten, nahm eines der Päckchen auf, über welches das Blut des Sterbenden geflossen war, und legte es auf den Tisch zurück.

Lange Zeit starrte er das Geld an ... hob endlich den Blick, und unsere Augen begegneten sich.

›John‹, begann er langsam, ›John, dort liegt beinahe eine Million Pfund. Niemand weiß, daß wir zum ›Pfuhl im Moor‹ gegangen sind, und was Deveroux anbelangt, so wird sich niemand um ihn kümmern‹

Wir setzten uns an den Tisch, um die Sache genau zu Überlegen. Dann durchsuchten wir das Haus, und der Anblick zweier von den Arbeitern zurückgelassener Säcke mit Kalk brachte mich auf einen Gedanken. Wir beschlossen, Deveroux' Leichnam beiseite zu schaffen und nichts über ihn oder seinen Selbstmord verlauten zu lassen. Zuerst hatten wir an den Garten gedacht, aber vergrabene Dinge spielen einem oft den Streich, gelegentlich wieder zum Vorschein zu kommen.

Dann schlug Stein den Keller vor. Ein glücklicher Zufall half uns - als wir die Wände prüften, klang eine Stelle hohl, so daß wir anfangs einen Gang dahinter vermuteten; beim Einreißen des Mauerwerks kam dann eine Aushöhlung zum Vorschein, die die Arbeiter vergessen hatten auszufüllen.

Es war eine scheußliche Arbeit, Deveroux zu entkleiden und hineinzulegen . . . Nachdem wir die Leiche mit Kalk und Wasser bedeckt hatten, kostete es uns noch einen ganzen Tag Arbeit, das Loch wieder zuzumauern.

Gegen Abend war das Werk beendet. Deveroux, in seinem Bett von brodelndem Kalk, würde verschwinden. Nun mußten wir noch seine Kleidungsstücke, seine Wäsche und dergleichen verbrennen, was wir die Nacht über in dem Küchenherd und im Eßzimmerkamin besorgten. Stein bestand darauf, daß wir auch diejenigen Banknotenbündel, die Blutflecken aufwiesen, den Flammen überlieferten - es fiel mir schwer, ein kleines Vermögen in Rauch aufgehen zu sehen, aber es mußte sein, wenn uns das Geld nicht verraten sollte.

Am nächsten Morgen wanderte Stein nach Newton Abbot, wo er einen Wagen und ein Pferd mietete. Auf Umwegen fuhr er bis in die Nähe des Tores. Sobald ich seinen Pfiff hörte, der mir anzeigte, daß die Luft rein war, schloß ich alles ab und ließ mich von ihm zum Bahnhof Newton Abbot bringen. Stein selbst kehrte nach Ashburton zurück. Tags darauf trafen wir uns in Cardiff und verfertigten einen Bericht, aus dem hervorging, daß wir am 27. Februar die Häfen der walisischen Küste abgesucht hatten. Wieder in London, meldeten wir, daß Deveroux nach Südamerika entkommen war.

Ein Jahr später nahmen wir unter dem Vorwand, uns ausschließlich nur noch Börsengeschäften widmen zu wollen, unseren Abschied und gaben damit gleichzeitig die Erklärung für unseren offensichtlichen Wohlstand.«

»Aus!« sagte Socrates und nahm seine Brille ab. »Kein Wort über die Furcht, die ihm Stein einflößte. Und dennoch steht fest, daß sie beide jahrelang davor gezittert haben, der eine könnte den anderen verraten!«

Molly atmete tief auf.

»Ich weiß, was ich zu tun habe. Selbstverständlich werde ich keinen Penny von Mr. Mandles Geld anrühren!«

»Recht so«, lobte Socrates. »Mandles wie auch Steins Vermögen muß der Bank von Lyon zurückgegeben werden. Aber was macht das schon! Lex hat genug!«

»Und ebenso Lexingtons zukünftiger Schwiegervater«, ergänzte Mr. Jetheroe.

Lexingtons Augen suchten die des Mädchens.

»Wozu brauchen wir Geld«, sagte er erhaben, und Molly nickte.

- ENDE -